

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiundvierzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1903.

1904/15



Inhalt.

<p>Ubel, vom 330</p> <p>Anthropologie, Soziale 146</p> <p>Antwort 163</p> <p>Herzsteuer, die 270</p> <p>Athos, auf dem 107</p> <p>Babel, Bebel, Bibel 129</p> <p style="padding-left: 2em;">f. a. Goethes Gott, f. a.</p> <p style="padding-left: 2em;">Notizbuch 367, 483, f. a.</p> <p style="padding-left: 2em;">Epistel, f. a. Glaube, f. a.</p> <p style="padding-left: 2em;">Hammurabi.</p> <p>Babel-Bibel 183</p> <p>Bankbilanzen 443</p> <p>Banknoten 395</p> <p>Bleichröber 164</p> <p>Blumenmedium, das 489</p> <p>Bodenspekulation und Wohnung- noth 235</p> <p>Briefe, drei 403</p> <p>Briefkasten 126, 447</p> <p>Bülow, Graf f. Notizbuch 482.</p> <p>Buren und Briten 419</p> <p style="padding-left: 2em;">f. a. Transvaal.</p> <p>Christenthum f. Kapitalismus.</p> <p>Croixdehem, Graf f. Notizbuch 364.</p> <p>Crearo in gioia 177</p> <p>Deutschland und der Weltmarkt 249</p> <p>Deutschtum und Weltgeschichte . 277</p> <p>Duncan, Isadora 231</p> <p>Eisenbahnzustände f. Notizbuch 487.</p> <p>Epistel, die, an Hoffmann . . . 369</p> <p>Erdegeist, der f. Theaternotizen 205.</p> <p>Erotik, Weißliche 112</p>	<p>Frau, die alte 22</p> <p>Frauen, die, der Obrenowitsch . 209</p> <p>Freigedenkmal f. Briefkasten 448.</p> <p>Gesetz, das, der Güterkonzentration 178</p> <p>Giron, Luise 49</p> <p>Glaube, der, des Kaisers 428</p> <p>Goethes Gott 329</p> <p>Goethe als Pathe 465</p> <p>Großer Stern f. Notizbuch 368.</p> <p>Güterkonzentration f. Gesetz.</p> <p>Hammurabi 449</p> <p>Hausirer, der 187</p> <p>Hausse, Wer macht die? 124</p> <p>Hoffen und Harren 85</p> <p>Hülfen, von f. Theaternotizen 208.</p> <p>Hungernden, die 154</p> <p>Hypnotismus, Therapeutischer . 306</p> <p>Jahrbuch der bildenden Kunst f. Robin.</p> <p>Kaffeehaus, im 281</p> <p>Kaisers Brief über den Offen- barungsglauben f. Notizbuch 367, f. a. Epistel.</p> <p>Kaisers Geburtstag f. Notiz- buch 288.</p> <p>Kaiser, der, im Reichstag 169</p> <p>Kampf, der, um den Prospekt . 479</p> <p>Kapitalismus und Christenthum 14</p> <p style="padding-left: 2em;">f. a. Antwort.</p> <p>Kaufleute f. Politische 514.</p> <p>König Georgs Erlass f. Notiz- buch 487.</p> <p>Konforbat f. Vorgeschichte.</p>
--	--

Kronprinz f. Notizbuch	286.
Kronprinzessin, die, von Sachsen	1
f. a. Wiron, f. a. Notizbuch	487.
Lieder auf einer alten Laute . . .	354
Lieder, die, der neuen Frau . .	494
Lieutenant, nur ein	31
Loewe f. Rathenau.	
Maria von Magdala f. Theater-	
notizen	326.
Maeterlind f. Theaternotizen	207.
Mauthners Werk	455
Mutterchaftsklassen	357
Nachtstuhl f. Theaternotizen	319.
Notizbuch	286, 362, 482
Obrenowitsch f. Frauen.	
Ophrida	222
Parteimoral	79
Politische Kaufleute	514
✓ Bobbielski, von f. Notizbuch	367.
Politik, telegraphirte	87
✓ Rosen f. Notizbuch	365.
Pour le Mérito f. Notizbuch	287.
Pressegesetz, ein	137
Promotionen f. Briefe 406, f. a.	
Notizbuch	485.
Prospekt f. Kampf.	
✓ Pulver, das gelbe	468
Racine f. Shakespear.	
Rathenau Loewe	44
Reichsbankfragen	246
Reichstag f. Kaiser. f. Brief-	
kasten	447.
Robin, Auguste	348
Salome f. Theaternotizen	323.
Schleier, der, der Beatrice . . .	517
Schopenhauers Wille	294
✓ Schopenhauers vierfache Wurzel	260
Schrein, der leere	115

Schudert f. Siemens.	
Schwarz-Weiß	98
Schwindelhauffe	360
Selbstanzeigen 41, 82, 122, 159,	
199, 274, 314, 344, 402, 438,	
476.	
Shakespear und Racine	506
Sezession, Berliner f. Schwarz-	
Weiß.	
Siemens-Schudert	316
Soziale Anthropologie f. Anthro-	
pologie.	
Soziologie f. Zukunft.	
Speck von Sternburg, Freiherr von	
f. Briefe	408.
Swinemünder Depesche f. Notiz-	
buch	362.
Telegraphirte Politik f. Politik.	
Thal, das, des Lebens f. Theater-	
notizen	327.
Theaternotizen	205, 319.
Transvaal, das britische	384
f. a. Buren.	
Transvaalbahn, die	201
Tschaikowskij, Peter Njitich . .	57
Vatikana	409
f. a. Notizbuch	482.
Venezuela	289
f. a. Briefe	403.
Vorgeschichte, die, des Konforbates	65
Wahlkreis, mein	89
Weibliche Erotik f. Erotik.	
Weltenchickal	399
Weltgeschichte f. Deutschthum.	
Weltmarkt f. Deutschland.	
Wertheim	284
Wohnungsnoth f. Bodenspekula-	
tion.	
Zangwill, Israel	471
Zeitungsroman, der	512
Zukunft, die, der Soziologie . .	337



Berlin, den 3. Januar 1903.

Die Kronprinzessin von Sachsen.

Uns Himmels willen nichts Schwesterliches, hatte Ihre Excellenz telegraphirt. Ihre Excellenz telegraphirte immer; die gleichgiltigsten, uneiligsten Dinge; und mit einer um Worttaxen unbekümmerten Ausführlichkeit. Briefe fand sie vieux jeu; der moderne Mensch läßt den Draht arbeiten. Und modern wollte sie sein, um jeden Preis modern. Der Preis war auch schon bezahlt worden. Die Sucht Ihrer Excellenz, stets im letzten Boot zu sitzen, hatte den Mann die Ministerstellung gekostet; an einem Regentmorgen war er, vor den fröhlich funkelnden Augen einer unschön alternden Prinzessin, auf dem Parquetboden des kleinen Hofes ausgeglitten. Seine Excellenz trug den Verlust des Amtes mit der Würde, die Starke ziert; der Mann, dessen höchstes Glück Jahrzehnte lang gewesen war, die Schranzenlivree anziehen zu dürfen, fand plötzlich, er könne nicht Fürstendiener sein, das Hofgetriebe habe ihn von je her angewidert und er sei selig, fortan die Luft der Freiheit athmen zu können. Am Stammtisch der Mißvergünstigten und Abgesägten war er der angestaunte Tyrann und die Neigung zu dreiundneunziger Klauenthaler wurde zur tröstenden Leidenschaft. Ihrer Excellenz ward's schwerer, sich in den Wechsel des Irdischen zu schicken. Tausendmal hatte sie den höfischen Zwang, die gräßliche Stückpracht ihres Fassadenlebens beseufzt und vermüht nun doch Mancherlei: die beiden Säle der Dienstwohnung, den Portier mit dem Dreispitz, die beamtete Bittstellerschaar, die Cour in der Theestunde, — Alles, was Mächtigen selbst in der Enge das arme Dasein süßt. Modern aber durfte sie jetzt sein; und wars mit der Wuth der Entwurzelten, die nicht zeigen möchten, daß sie ihre Kasse verloren haben. Nur das Radikalste gefiel ihr,

im Leben und in der Kunst. Persönlichkeiten müssen wir werden, Weiber wie Männer, Persönlichkeiten! mit einheitlicher Weltanschauung; uns ausleben; den Muth haben, Kinder unserer Zeit zu sein. Raum für die neue Frau! Raum für die neue Kunst! Ihre Dienstmädchen durften jeden Sonntag um Zwölf für zwanzig Stunden die Arbeit einstellen. Ueber ihrem Schreibtisch, der modern style heuchelte, hing ein freches französisches Plakat und rechts und links von der Visitenkartenschale lagen die Kreuzersonate und der kleine Zarathustra; daneben der von George und Lechter gestickte Teppich des Lebens und Mirbeaus Josenpornographie. Frauenbewegung, soziale Frage, Sezession, Strauß und Mahler, Kleiderreform, Monismus, Lyrik ohne Rhythmus und Reim, Menschenliebe ohne Gottesfurcht: Das waren die ihr liebsten Themata; und ihr großer Schmerz, daß Pension und Zinsen zu „individuellen Möbeln“ neusten Stiles nicht reichten. Wer sie zum ersten Mal hörte, hielt sie für eine Anarchistin der sanften Sorte; später merkte er dann, daß auch sie, wie seit Clavigos Tagen manchen Modefarbigen, „der sich über so Vieles hinaussetzt“, doch an einer Ecke Zwirnsfäden festbanden. Radikalismus ohne Wurzel, angelesene Modernität und unter dem dünnen Firniß die ängstliche Seele einer Hausfrau, die entsetzt vom Stuhl sinken möchte, wenn der Diener auf der falschen Seite servirt. Höllisch lästerlich im Reden, doch zaghaft vor jedem vom Weg der Korrekten abführenden Schritt; auf der Lippe die unstillbare Sehnsucht nach buntem Erleben, im Herzen die Reizscheu der Mimosa Pudica. Der Typus ist nicht mehr selten, das besondere Exemplar von Zeit zu Zeit aber eine Erquickung; nur mußte man genau wissen, wie weit man gehen dürfe: sonst wurde sie schnell zur steifen Exzellenz. Einmal wollte sie einen „recht ordinären“ Ball mitmachen und lief dann, ganz verstimmt, aus der Loge, als nebenan ein trunkenes Tricotmädchen sich auf den Schoß des fetten Fleischpächters setzte. Schmollte ein Vierteljahr, weil ihr so Unsauberes zugemuthet worden war. Kein Gedanke also an Metropol oder Philharmonie: die fünf Musikcorps und die Schneepolonaife hätten sie geärgert. Auch aß sie gern gut, trotz dem röthlichen Wefensaustrich nie aus dem Massentrog; und Schwelgerliches war ja streng verboten. Monna Banna und nachher Borchardt; Besseres schien nicht zu erinnern. Die erste Nische hinter der Eingangsthür. Da ist's wenigstens still; kein Tafelkonzert, keine Neujahrsüberraschung und ein sicherer Tropfen. Wenn ein geschneigelter Wirth ihr mit einem Sträußchen gratulirte, würde sie wild; den Christbaum duldete sie höchstens zu Hause, nicht in der Speisefabrik, und siedelnde Zigeuner fand sie lächerlich unzeitgemäß.

„Vor allen Dingen eine Cigarette! Rein: nur Melachrino oder Morris.“

Der Taschenkamm zog die Mittellocke des weißen Tituskopfes in die Stirn. „Die Luft in Euren Theatern ist einfach mörderisch. Und Monna Banna ein geschminktes Schaf. Nach den Flitterwochen mit Herrn Prinzivali wird sie sich wundern. Ich traue dem Kerl nicht. Sentimentale Bandenführer? Und bei dieser Jungfernartheit erotischen Empfindens will er die Angebetete splitternackt unter dem Mantel der Nächstenliebe? Pfui Deibel. Nennen Sie mich einen Piepmaz, wenn eine Frau diese Zumuthung je vergißt. Aee. Unmodern. Sie müßte alle Beide süßen lassen. Schließlich hat der fremde Herr aus Florenz ihr das Nachtkostüm doch nicht vorgeschrieben, um sich auszuweinen... Danke: Sofas sind mir gräulich und Jöpfe — ‚Der Dame der Ehrenplatz‘ — tragen wir nicht. Dame ist dämlich; wir sind zwei freie Menschen. Punsch? Die Nase soll wohl an Neujahreswünsche erinnern? Dann schon lieber gleich 'ne Suppenterrine mit Urahnes Schöpflöffel. Heute wie immer, wenn man die Seele mal lüftet: Perrier-Jouet Brut; nichts Süßes, das nach Brautpaarung schmeckt. Und leichte Sachen; nicht mehr als drei. Ungefalzenen Caviar vorher, meinethwegen aux blinis; läßt an die Ermitage denken. Sezungenfilet. Matelotte von Hühnchen mit Spargelköpfen. Endivien Salat, ganz gemein, ohne Mayonnaise. Und natürlich Pücker-Muskau. Sie sind doch nicht etwa hungrig? Der würdige Gentleman, der hier Kellner spielt, hält uns für mauvais genre, weil wir nicht nach der Schnur essen.“

„Und — Das ist verdächtiger —, sichtlich ohne gemeinsames Ehebünd, in dieser Nacht der legitimen Käusche en cabinet particulier . . .“

„Unsinn! Glaubt höchstens, daß Großmama ihren Tochtersohn abfüttert. Ueber den Hauber bin ich glücklich hinaus. Eine Wonne, Sie Herr der Schöpfung. Kein Gechnupper mehr. Niemand sieht Einen mit dem gewissen Blick an („Na? Bin ich berauschend?“) und zwirbelt mit der Siegerpfote den Schnurrbart. Le sexe est mort, vive l'individu! Erträglichen Verkehr giebt's erst, wenn die Händin nicht mehr hinter uns her ist. In jedem Straßenbahnwagen genieße ichs. Keiner bemüht sich noch, auffochende Leidenschaft zu markiren. Früher rückten sie die Beine vor, daß man nicht ohne Rockjoll vorbeikam. Pst! Schlamm ist auf dem Grund Eurer Seele; und wehe, wenn der Schlamm gar noch Geist hat.' Riech'sche kannte Eure Keuschheit; habt ja nichts Anderes im Sinn, wenn Ihr was weiblich Junges seht. Ein wahrer Segen, daß es überstanden ist. Jergend Euer stieg immer nach; wer weiß: am Ende sucht das Töpschen den Deckel. Ich war froh, als der erste Schnee auf meinen Krauskopf fiel; den Normal-mäße schrecken weiße Haare ab. Jetzt bin ich Mensch, jetzt darf ichs sein. Profit, letzter Zugendrüter!“

„Seine Excellenz ist wohl auf?“

„Excellenz! Schon auf dem sonnigsten Berg des Rauenthales angelangt. Ich habe mir abgewöhnt, ihn eine nüchterne Natur zu nennen. Uebrigens geniren wir einander nicht. Er ist als Individualität ja nicht belästigend stark und im langen Hofleben so polirt, daß man sich an keiner Kante wund stößt. Diesmal wollte er eigentlich mitkommen, blieb aber, weil ich zur Fremdenführung nicht Zeit hätte. Ich wollte „Feuersnoth“ hören, die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession sehen und habe zwei Sitzungen. Auch könnte die Tafelrunde ihn jetzt nicht entbehren. Ahnen Sie, wies dazu geht? Wilder noch als bei Ihrer Wirthin, die — vor grauen Jahren — ein Paar Ledstiefel mit Damenknöpfen und die schriftliche Weisung, zwei Tassen und etwas mehr Milch zu bringen, morgens vor Ihrer Zimmerthür fand. Die höhere Kataienchaft ist einfach aus dem Häuschen. Bei uns sind ja alte Beziehungen zum dresdener Hof; und Franz war als Kabinetsrath in delikater Sendung mal in Salzburg bei der k. und k. toskanischen Hoheit.“

„Wohl Jedem, den diese Geschichte amüsirt. Ich finde sie weder erbaulich noch lustig. Finde sogar, wir haben von dem Artikel nachgerade genug. Der holländische und der englische Värm, Cleopolds Witwerleid, Scheidung in Hessen, Scheidung in Anhalt, Luise von Koburg eingesperrt, Mesalliancen Lonhay und Chotel, Skandale Galliera-Eulalia und Monaco-De Lara, auch des Kanonenkönigs Majestät gehört ja beinahe hierher: eine längere Pause wäre jetzt nicht unerwünscht. Ludwig von Bayern, der foburger Schützenherzog der Vorleserinnen, Rudolf von Habsburg-Lothringen, Mistreß Brown, Milan und Georg sind auch noch keine Ewigkeit tot, Draga lebt in der Glorie und die spanische Isabella spukt noch irgendwo rum. Schluß, Allergrößmächtigste! Auch wenn die Zeitungen mit ihrer schwarzen Suppe Einem die Wahlzeit nicht so vereselt hätten, müßte man allmählich fragen, ob die Völker nicht nächstens die Ehrfurcht verlernen werden.“

„So? Ihre bürgerliche Tugend wirft Alles in einen Topf? Ungeheim geredet. Ungemein einsichtig. Lüderliche Streiche eines Schürzenjägers, Verirrung kranker Geschlechtstriebe und der Drang starker Seelen ins Freie: schnell die selbe moralinsaure Sauce darüber. Kinder! Und so was mäste ich noch mit Zungenfilet! Oder wissen Sie von der Sache überhaupt nichts?“

„Was man draußen wissen kann und was der Zufall mir aus Dresden und Umgegend ins Ohr trug; also nicht viel. Aber an Komplizirtheit leidet die Aventure ja nicht. Ein Erzherzog, ältester Sohn eines bis 1860 souverainen Hauses, dessen Chef gegen die Vereinigung Toskanas mit Sar-

dinien protestirt hat, liebt eine kleine Schauspielerin, die ungefähr eben so viel durchgemacht hat wie weiland Fatiniça, und will dieses Juwel in einen Ehe-reiffassen. Und sein Schwesterlein, während der Schlacht von Sedangeboren, immerhin also im fünfundsiechzigsten Semester, nebenbei Kronprinzessin von Sachsen und Mutter von fünf lebendigen Kindern, vergaßt sich in einen acht Jahre jüngeren Hauslehrer, der nicht ihr Erster zu sein scheint, den sie aber, weil nach ihm vielleicht die Sintfluth käme, nicht loslassen möchte. Die Geschwister brennen durch, setzen sich mit ihren Trauten in ein genues Hotel, führen die Illegitimität am Seegeflügel spaziren, lassen sich interviewen und schimpfen auf Gott und die Welt, namentlich aber auf die nächste Verwandtschaft. Sobald es geht, soll geheirathet werden. Braucht man mehr zu wissen? Es ist so ziemlich der tollste Skandal, den wir erlebt haben. Denn die österreichischen Sachen, Andrassy, Betsera, die netten Scherze der Thronanwärter und Alles, was Vues und Alkohol im apostolischen Erzhaus wirkten, wurden vertuscht, Monaco ist Operette, Balkan bleibt Balkan, Draga Majhin ist uns fast so fern wie die russische Dragonerdirne Peters und selbst der Leibdiener mit dem Hochlandsherzen ist nie zum Greifen sichtbar geworden. Euer Excellenz kennen den Boden besser als Dero Ergebenster. Da ist unglaublich viel unglaublich leicht zu verschleiern und abzustreiten; sogar die morgantische Ehe einer gekrönten Witwe hat man weggeleugnet, trotzdem es Kinder-spiel wäre, sie zu beweisen, und von allen Kanzeln gerufen, die Frau — die ein Tugendebüß ins zweite Eheband gedrängt hatte — habe nur einem Toten gelebt. An recherche de la paternité wird erst recht nicht gedacht; sie könnte verschiedenen Prinzen und Landgrafen harte Prüfungen bringen. Wie märchenhaft muß auf allen Seiten diesmal also die Ungeschicklichkeit gewesen sein, die der Reugier des süßen Pöbels die Scham entblöhte! Das dünkt mich das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal; sonst ist's die alte, ewig neue Geschichte. Niedlich sind noch die Namen der Helden und Holden. Als Verlobte empfehlen sich Erzherzog Leopold Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann Baptist Zenobius Rupert Ludwig Karl Jakob Bibiana, jetzt nomine Wölfling, und Wilhelmine Adamovic, zu Deutsch: Adamsproß; und Luise Antoinette Maria Theresia Josepha Johanna Leopolda Karolina Ferdinanda Alice Eren-trudis Stephana, Erzherzogin von Toskana, Kronprinzessin des Königreiches Sachsen, und Herr Sprachlehrer André Gron, zu Deutsch: Schoß, Ruder-griff, gefleckter Kronstab, — Alles mit der Andreasnuance besonderer Männlichkeit, die Manches erklärt. Das ist aber auch das einzig Amüsante, das ich mit unbewaffnetem Auge an dem Fall zu entdecken vermag.“

„Euer Gnaden sind fertig?“

„Zu Befehl. Bis auf Weiteres.“

„Schön; also weder amüsant noch erbaulich. Und die Enkelkinder Leopolds des Ersten hätten doch die heilige Pflicht, Sie zu amüsiren; nicht wahr? Nun sind diese Kinder aber sogewissenlos, zuerst an sich zu denken. An ihr eigenes Schicksal. Sich als Persönlichkeiten durchsetzen zu wollen. Schauderhaft. Da ist der Erzherzog. Wirft Alles hin, Rang, Erstgeburtrecht, Schimmer, um unter Menschen ein Mensch zu sein. Kleinigkeit? Versuchen Sie, wenn Sie als Kaiserliche Hoheit aufgewachsen sind. Im fünfunddreißigsten Jahr plötzlich Herr Leopold Wölfling und ganz auf sich selbst gestellt. . .“

„Na, na! Einstweilen fordert der bourgeois-archiduc standesgemäße Alimente. Ob er irgend was leisten wird, leisten kann, bleibt abzuwarten. Mir verleidet die Adamsprossin die große Entsagungsgene. Die Kleine mag besser sein als ihr Ruf; und ich habe kein Talent zum Keuschheitkommisar. Zu blinder Heroenbewunderung aber auch nicht. Wie wars mit Johann Orth? zog mit einer in Stürmen abgetakelten Operettenfängerin los. Natürlich Schiffbruch. Und Der hatte wenigstens Etwas gewollt, über Artilleriefragen geschrieben, statt des Drills Erziehung empfohlen, nach dem Thron des Battenbergers geschickt und, als er selbst nicht hinauf konnte, Freund Ferdinand über die Stufen geholfen. Der Neffe kopirt nur die zärtliche Schwachheit des Onkels. Sich durchsetzen: à la bonne heure! Aber müssen solche Gigantenpläne immer erst entstehen, wenn ein kleines Mädel über den Weg gelaufen ist und man im Hermelinkittel der reizenden Witterung nicht schnell genug folgen kann?“

„Sie . . . Mümmelgreis! Wie wars denn im soi-disant Paradies? Ohne uns läget Ihr eben im Skat; hättet noch heute keinen anständigen Rock auf dem Leibe. Wir beunruhigen, locken aufs Meer des Lebens hinaus, entwöhnen Euch angeborener Trägheit. Haben Sie Punktmacher nie von Schopenhauers Brennpunkt gehört? Aber ich schenke Ihnen den Erzherzog; trotzdem ich Wilhelminchen nicht für sein Lebensziel halte. Nur lassen Sie mir meine Kronprinzessin. Da ist doch nicht zu rütteln. Morgen konnte sie Königin sein; lange hätte es sicher nicht gedauert und Königin ist was, Rosturier. Wäre für Luise, unter Anderem, die große Revanche geworden. Denn Sie müßten diesen Hof und diese Familie kennen, um zu ahnen, was die Toskanerin auszustehen hatte. Fromm bis in die Puppen; und dabei sind Georgs Söhne, bis auf Max mit den Weihen vielleicht, keine Kirchenlichte. Und Mathildchen mit den Männerstiefeln und der Hundesuite: Wahlzeit! Die Hände falten, spar-

jam sein, kein neues Buch lesen, den Kindern die Ohren seifen; und, zur Abwechslung, an Feiertagen ein Fläschchen Schieler, — Sie wissen doch: den Weißener, den man, der Farbe nach, weder zu den rothen noch zu den weißen und, dem Geschmack nach, überhaupt nicht zu den Weinen zählen kann. Die Krönung hätte den Tag der Rache gebracht; für Antoinette Marie wie für Marie Antoinette. Erinnern Sie sich, wie Die aufathmete, als der Hofzwang sie nicht mehr drückte? Wie sie im Schloß Komödie spielte, in komischen Opern die Rollen leichter Dämchen übernahm und dem Publikum erlaubte, sie auszusprechen? Ihre Stütze war in der Dauphinenzeit der Abbé Vermond gewesen; und auch Herr Siron wurde in Dresden Abbé genannt.“

„Ich erinnere mich. Sogar an die Säge, die Madam Campan in ihrem allerliebsten Buch über Hof und Hofgeistliche spricht. Aber ist Marie Antoinette etwa ein gutes, zur Nachfolge einladendes Beispiel?“

„Weil die Sache da schief ging? Virum, Varum. Unsere braven Sächser machen keinen Tuileriensturm. Und Luise war im Volk rasend beliebt.“

„Marie Antoinette auch; ein Weilchen. Ungefähr die selbe Geschichte. Daß sie die Etiquette brach, sich vom Ceremonialgesetz nicht binden ließ, gefiel. Famos, daß sie zu Fuß geht oder eine Droschke nimmt, ohne Gefolge nach Paris fährt, auf Maskenbällen Abenteuer sucht, keinen Spas verdirbt und dem tollsten Einfall folgt; ganz famos. Eine ‚Natur‘, kein dressirtes Püppchen. Alles entzückt. Als Kaiser Joseph die Schwester in Versailles besuchte, nannte er sie ein Windbeutelchen, das den Parisern schmecke. Man schrieb 1778. Nachher kam anders. Windbeutel halten sich nicht mal auf Eis. Zuerst ein Geflüster unter hochgezogenen Brauen, dann die leckere Verleumdung, endlich offener Haß. Die Gährung lag in der Zeit; gewiß. Aber die Autrichienne wäre nicht zum Zielpunkt geworden und das Halsband hätte ihr nicht die Kehle zugeschnürt, wenn die Fremde nicht gar so gern von der Landstraße gewichen wäre. Seitensprünge ergöhen nicht lange. Wer auf dem Seil die Balancirstange wegwirft, kann leicht das Genick brechen. A crown, golden in show, is but a wreath of thorns, sagt Wilton; und redet vom verlorenen Paradies. Wo so viele Rechte gewährt sind, müssen wenigstens die einfachsten Pflichten erfüllt werden. Genialität ist kein den Massen geläufiger Begriff. Die suchen hinter dem Mäskchen verborgenen Sinn und rümpfen die Nase, wenn da oben Eine sich allzu menschlich zeigt.“

„Das Allerneuste! Noch nie was davon gemerkt. Dann sind die Leute wohl gegen die spanische Elisabeth und Mariechen Stuart?“

„Schauspielhausoptik. Da wächst eine besondere Moralsorte. Da ge-

fallen die Gefallenen, denen man die Gute Stube verschlöße. Wer da eine Mitgift ausschlägt, ob auch das Herz bricht, ist ein Held, für den alle Comis erglähren; zu Hause hielte man ihn für einen Idioten. Und ich bitte, zu bedenken, daß die unerlaubten Leidenschaften der Theaterköniginnen fast immer ein schlechtes Ende nehmen. Rytainnestra, Maria Stuart, Hugos Maria von Spanien, die, nebenbei, Ihr bestes Beispiel wäre. Ruy Blas ist Lafai, André Girou mindestens Hauslehrer. Dafür ist der Hof von Madrid noch langweiliger als der pillniger, der Zwang einer jungen Seele unerträglicher und Friedrich August kein Scheusal wie Don Salluste. Trotzdem ginge es nicht, wenns nicht tragisch schlöße und wenn Ruy Blas nicht nur im Nebenamt Lafai, sonst aber ein großartiger Staatsmann wäre; oder schiene. Ruy Blas, c'est le peuple, sagte Victor Hugo. Eine rollende Phrase. Der Mann in der Vivree ist das romantische Heldengespenst mit dem rothen Rainszeichen und dem Unheil zeugenden Geniesfluch. Deshalb fließen ihm heute noch Romanenthänen. Wenn Einer mal einen wirklichen Diener als Königinliebsten auf die Bühne stellte, könnte er was erleben. Viele trauern den hohen Damen ja zu; die alten Wize über die Stammbaumpflanzungen hübscher Reitknechte und stämmiger Kutscher. Aber sehen will mans nicht; auch nicht auf der Bühne. Das Thierweibchen würde den schönen Wahn schnell zerfegen. Das Alles, weil Sie davon anfangen. Weiter hilfts uns nicht; gemalte Argumente. Theatermoral verträgt keinen Import ins Leben."

„Das nennt Ihr hier Fürst Pücker? Doppelt so viel, bitte; es kann auch ein Bischen mehr sein . . . Also bleiben wir im Leben. Ihre Kutichergeschichten, Werther, sind unsauber und waren zu sparen. Aber der Hauptsach ist eben falsch. Gerade die Menschlichkeiten gefallen; und besonders an gekrönten Weibern Historie ist nicht mein Fall. Doch welche Regentinnen sind uns die lebendigsten? Die sich nicht an die Schnur hielten. Theodora, Elisabeth, Katharina, die schottische Maria und Manche ähnlichen Geblütes. Was Ihr Euch als Frauenideal zurechtgemacht habt, paßt nur in Kinderstube und Speisekammer. Staublappen, Wäschebuch, Schlüsselbund. Initiative verboten. Wo die aber nöthig ist, da springt auch der Geschlechtswille mal aus der Bahn. Das Volk verstehts und singt das Lob starker Sünderinnen."

„Wirklich? Dann habe ich die berühmte Stimme des Volkes noch nie gehört. Lassen wir Theodora. Der war, seit sie aus dem Circus auf den Thron kam, nichts Schlimmes mehr nachzusagen. Wenigstens wissen wir nichts Bestimmtes; was Prokop in den Anecdota schwagt, ist Hofklatisch, wie das Meiste in Selbsteigenschaften, nicht nachzuprüfen und deshalb unbrauchbar.

Krumbacher findet Theodora nicht belastet und bedauert, daß Justinian in Angelegenheiten des Staates und der Kirche nicht mehr auf den Rath seiner Frau horchte. Jedenfalls war sie sehr klug und energisch. Trotzdem: die bloße Thatsache, daß ein aus der Gunst gedrängter Höfling die Augusta verbotener Lüste anklagte, hat genügt, um ihr Bild für immer zu schwärzen. In Byzanz giebt's noch ein lehrreicherer Beispiel: Theophano. Ich meine die erste, richtige, deren Töchter das griechische Christenthum an den Dnjepr und das ost-römische Kaiserrecht ins alte Sachsenreich trugen, die Schwiegermama Ottos des Zweiten. Die war — Excellenz Goethe hat das Wort salonfähig gemacht — wirklich ein Uuder. Den bösen Genius der armenischen Dynastie sieht Krumbacher in ihr. Sicher eine ‚Persönlichkeit‘. Eines Schänkwirthes leichtsinnige Tochter und zweier Kaiser Gemahl. Nicht etwa nur eine Buhlerin, sondern von politischem Ehrgeiz getrieben. Der tüchtigste General sollte ihr Basileus sein; und als Nikephoros alterte, ließ sie ihn von Zimiskes morden, führte den Neffen selbst ans Ehebett, wo der Onkel auf der Tigerhaut arglos schlief. Zimiskes war undankbar und schickte die Frau, die gehofft hatte, den dritten Kaiser zu umarmen, ins Kloster. Noch undankbarer ist das apokalyptische Thier, das wir Nachwelt nennen. Die hat Frau Theophano einfach ins Kontrollbuch der großen Dirnen geschrieben. Und Stärkeren ist's nicht besser ergangen. Daß Katharina ein ganzer Kerl und ein Regent ersten Ranges war, geht in die allerwenigsten Köpfe ein; wer von ihr redet, denkt an die Nymphomanie. Bekrönten Herren aber wird jeder Grad von Satyriasis verziehen. Und heutzutage, mit dem Segen unserer Oeffentlichkeit! Wollen Sie meine Meinung: wenn der Kronprinz sich mit dem Ehebruch abgefunden hätte, wäre Ihre Luise dennoch unmöglich gewesen.“

„Unmöglich! Als ob sie möglich sein wollte! Das gerade ist's ja: sie wollte heraus. Athmen. Leben. Heraus selbst um den Preis ihres Rufes als Frau und Mutter. Nur ein Weib kanns, wie mir scheint, nachfühlen. Diese Ehe war ihr ein übertünchtes Grab, in dem sie verwehen oder aus dem sie auferstehen mußte. Der Mann ein Fremder, für den nichts in ihr sprach . . .“

„Gar nichts? Fünf Kinder in zehn Jahren und rein gar nichts?“

„Blödsinn! Darüber ist mit Männern nicht zu reden. Das spielt nur für Euch eine Rolle. Kinder hat Nora auch und merkt doch, daß sie mit einem fremden Mann gehaust hat, legt den Maskenanzug ab und geht. Genau so Luise. Ein Uuderchen hätte sich ein dreieckiges Verhältniß eingerichtet und den Dritten, je nach Appetit, gewechselt. Selbst in Schlössern zu machen. Dann war Entfugung nicht nöthig; und Fürsten sind durch Strafgesetze gut

geschügt. Sie aber bejann sich auf ihre Pflicht gegen sich selbst. Der Mann würde den Verlust nicht allzu schwer nehmen. Die Kinder? Wer sich noch nicht gefunden hat, ist kein Erzieher. Und das Land brauchte eine Königin, die abgeschlossen hat, in deren Seele kein Windstoß dringt, nicht eine werdende. Die Rechnung stimmte: die StraÙe zur Freiheit lag offen vor ihrem Auge.“

„Die Rechnung würde stimmen, wenn das Sironkonto nicht wäre. Wegen dieses Sironverkehrs geht Ihr Exempel nicht rein auf. Keine Exzellenzstarrheit: der Witz ist albern, die Sache aber ernst. Wartet auf Nora an der nächsten StraÙenecke ein neues Männchen? Ich will artig sein und Ihre Lehre vom Ausleben der Persönlichkeit nicht unter die Lupe nehmen; trotzdem ich auch hier gefunden habe: wem thut, spricht nicht davon, und wer davon spricht, thut's nicht. Das Mißtrauen gegen die modische Auslebensehnsucht, die aus der Sehnsucht nach veränderter Paarung erwächst, kann ich aber nicht bannen. Die Reise ins Wunderbare lasse ich mir gefallen; doch wird die Abfahrt erst beschlossen, wenn ein gut gebauter und rüstiger Herr mit in den Schlafwagen steigt, dann passe ich; zu ewig-animallisch. Glauben Sie nur nicht, ich wolle den keuschen Theseusohn mimen. Wahrhaftig: Nein. Unsere ganze Sexualittlichkeit ist mir eine einzige Riesensüge, die auf dem Trugschluf ruht, das starke Geschlecht sei monogamischer Zucht fähig. Die Damen hören es gern; und die Herren wahren den würdigsten Augurenernst. Gleich nebenan giebt's ja Aphrodisiata, die, unter Staatsgarantie, nicht mehr im Mindesten stinken; und in Nothfällen ist der Spezialarzt nicht weit. Wie der ganze Zauber überschätzt, durch die Ueberschätzung erst zum Mysterienzauber gemacht wird: Das kann ich hier nicht mal andeuten, ohne wieder Exzellenzfalten zu riskiren. Kennen Sie das von Pierre de Chagny herausgegebene *Livre de l'institution de la femme chrestienne*? Schade. Eins meiner liebsten Bücher. Sehen Sie: wir Europäer stellen uns, als handelten wir, Jungfer und Jüngling, Mann und Frau, nach der Vorschrift dieses alten Tugendtraktates; und würden um Mitternacht plötzlich alle Schlafzimmerthüren diaphan. . . Ich schweige ja schon. Tugendboldigkeit ist's bei mir also nicht. Die Zahl der 'Sünden' wird auf diesem dunklen Gebiet bald sehr klein werden oder die Lustseuche frifft uns noch die Wehrkraft weg. Auch V'Adultera schicke ich nicht unbesehen ins Fegefeuer; vielleicht war sie, nach dem Wort Ihres Philosophen, von der Ehe gebrochen, bevor sie die Ehe brach. Kein Kinderspiel, mit zwanzig Jahren zu geloben, daß man mit Pierzig noch den Selben, die Selbe lieben wird; oder doch Kinderspiel? Eine neue Haut wächst, das Knochengerüst wandelt sich, ewiglich aber währet die Liebe und Treue. Abschreckung muß sein, sonst

gerathen wir in den Kaninchenstall? Weinetwegen; dann gebt dem Ding auch den rechten Namen; und überlegt, ob die Menschenmaschinen nicht schon so kompliziert sind, daß sie nur in seltenen Glücksfällen zusammenarbeiten können. Item, duldsam bis ins Südsceinulanische. Denke nicht daran, Ihren wilden Schützling dem Verein zu überweisen, den deutsche Fürstinnen neulich zur Bekämpfung der Unzucht gegründet haben. Zeugne nicht, daß der Verzicht auf eine sichere Krone zunächst etwas Imposantes hat und der Wuth des Entschlusses Anerkennung verdient. Nur keine falsche Firma, wenn ich bitten darf. Die Persönlichkeit durchsehen wollen: schön; von Friedrich August zu dem zwölf Jahre jüngeren André rennen: auch schön. Das Eine hat aber mit dem Anderen nichts zu thun. Salz und Wasser fühlt nicht, was Jugend fühlt; doch erregte Sinne sind nicht das Merkmal einer großen Individualität. Soll ich Ihre Prinzessin für ein Genie halten, weil sie die ganze Hofgesellschaft in ein Botengedicht nach studentischem Muster gepreßt hat? Stärkere Talentproben sind immerhin denkbar. Wer in brünstiger Wuth über eine Schranke springt, hat damit noch nicht bewiesen, daß Titanisches in ihm wohnt. Sie haben Monna Vanna gescholten. Auch Ihre Luise würde ich höher achten, wenn sie beiden Männern entlaufen und allein geblieben wäre.“

„Wem laufen wir denn aus dem Wege? Ist es nicht den guten Sitten? Unserer guten Gesellschaft? Lieber, wahrlich, unter Einsiedlern und Ziegenhirten als mit unserem vergoldeten, falschen, überzuminften Pöbel leben, ob er sich schon gute Gesellschaft, ob er sich schon Adel heißt. Da ist Alles falsch und faul, voran das Blut, dank alten Krankheiten und schlechteren Heilkünstlern. Niemand weiß mehr zu verehren: Dem gerade laufen wir davon. Es sind zudringliche Hunde; sie vergolden Palmenblätter.“ Also sprach auf der rechten Seite vor Zarathustra der König, der auch eine Königin sein könnte; und Sie reden von Giron!“

„Der selbe König sprach aber auch: Wir sind nicht die Ersten und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und eitel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschenjoch, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Und wenn sie gar die letzten sind und mehr Vieh als Mensch: da steigt und steigt der Pöbel im Preis und endlich spricht gar die Pöbeltugend: Ich allein bin Tugend. Hören Sie die Stimme dieser Monopoltugend noch nicht? Schlimm wird's nicht so bald werden. (Keine Pfannkuchen! Sorbet von Champagner scheint mir das Gegebene.) Nirgends ein Keimchen eines neuen Republikanerthums, der gebundene Kräfte befreien könnte. Und das Sachsenherz gehorcht dem

Hausordensspruch: Providentiae memor. Die Vorsehung wird Alles zum Besten wenden. Gestern wurde die geliebte Kronprinzessin besonderer Fürsorge des dreieinigen Gottes empfohlen, heute wird sie aus dem Kirchengebet radirt und man rechnet nach, wann der belgische Andreas den Giron befruchtet haben könne. Ein Bischof Geduld: über ein Kleines wird man uns wieder das Ciapopeia von den Landesmüttern singen, die allesammt so grenzenlos tugendhaft sind. Nur dürfen die sichtbaren Ausnahmen nicht allzu häufig werden. Nur darf auf heller Höhe die Hündin nicht ohne Maulkorb und Marke umherschweifen. Selbst Vieux Saxe kann Sprünge bekommen. Die Bantierfrau, der ein Hauslehrer mit verrätherischen Briefen Geld erpreßt, verschwindet; eine Kronprinzessin bleibt, auch wenn sie dem Hause Wettin nicht einen neuen Bewohner, im Mai zu liefern, verheißt, stets im Gesichtsfreis. Und darum sollte man die Sache nicht aus dem Erotischen ins Sozialethische heben, nicht von Weltanschauung reden, wo zwei emsige Thierchen ein drittes...

„Schweinigel! Ich habe genug. Das süße Zeug, das Sie da bestellt haben, kann mich auch nicht halten. Klingeln Sie nach der Rechnung.“

„La douloureuse neumanns die Pariser. Die wird der separirten Luise von Toskana nicht erspart werden. Konvenienz ist ein wattirter Mantel, in dem sichs behaglich lebt. Draußen geht ein scharfer Wind; und die liebe Mitmenscheit sorgt für die nöthigen Nadelstiche. ‚Die hat — denken Sie! — ihre Kinder verlassen‘, wimmert Eine, deren Brust täglich ein anderer Balsaal, noch nie aber ein Säugling sah. Spießruthen laufen, königliche Hoheit; und wer weiß, ob der Kronstab sich im Unwetter als Stütze bewährt. Vor dem Sprung ahut Keine, wie weh der Fall thut. Viel bequemer ist's, gegen die Zwingburgen der Tyrannenmacht mit Stahlfedern Sturm zu laufen und der modernen Weltanschauung das Korset zu opfern.“

„Jetzt werden Sie unverschämt!“

„Euer Excellenz kennen mein Herz. Ich will keine Mördergrube draus machen. Anwesende zwar stets ausgenommen; aber die hochnothpeinliche Frage läßt sich nicht länger verschlucken: Hätten Sie selbst es gethan?“

„In ihrer Lage bestimmt. Das heißt... Ich bin nicht für coups de foudre. Nie gewesen. Zimmer kühl, wenn die Männlichkeit sich noch so sehr abzappelte. Deshalb... Und was nachher kam, gemeinsames Schlafzimmer, Reporterempfang, Ausstellung der Chemisere, nicht mein Geschmack. Möglich, daß man sie ins Kloster oder Irrenhaus gesteckt hätte; da sie nun über die Berge ist, brauchte sie solche Möglichkeit nicht an die Hotelwand zu malen. Und trotzdem bleibt Etwas bestehen. Der Muth, die rücksichtslose Tapferkeit...“

... „sind auch bei Brantômes belles et honnestes dames zu finden, an die ich öfter denken muß als an Emanzipation, Kultur, Weltanschauung etcetera pp. Brantôme ist ja nichts für kensche Ohren. Doch von ihm kann man lernen, was in heißen Stunden eine Frau aufs kurze Kitzelpiel setzt, -- das Leben sogar. Denn damals saß der Degen locker in der Scheide und mit Sühnetermin und Scheidungsprozeß waren solche Scherze nicht abgethan. Glauben Sie mir: an der Gironde ist nichts Modernes, nicht ein Aederchen vom new woman in Zhrer Weise. Die älteste aller alten Geschichten. Vor Troja und in Gerolstein wars genau eben so. Milien ist da gleichgiltig.. Sind wir so weit? Die Boa! Der Pelzmantel läßt den feuchten Nachtwind nicht durch.“

Die Friedrichstraße ist noch lebendig. An jeder Ecke ein Schutzmann. „Prost Neujahr!“ Knallerbsen und Zündhütchen sind verpönt. In Taxameterdroshken fahren verwaiste Sünderinnen die Strecke ab; Sylvester ohne Handgeld bringt fürs ganze Jahr Pech. Ein Swell mit brandrothem Kragenschoner hat sich einer Maskenkönigin der Nacht anvertraut. Wir steuern vorsichtig durchs Gedräng. An der Krausenstraße ein Menschenknäuel und Botenfongert. Ein ehrbar aussehender Mann will sein Mädchen nach Hause zerrén und prügelt, vor der freudig bewegten Menge, die Widerpenstige, die sich an einen mageren Jüngling klammert. Der Begehrte, Sommerkellnerthypus, Mütze und Halstuch, lächelt im stolzen Bewußtsein unanfechtbarer Ueberlegenheit. „Wieder dem Bengel nachlaufen? Alle Abend? Statt aufs Geschäft zu sein? Braun und blau kann er Dir haben, Du . . .“

„Um's Himmels willen weiter!“ Zum ersten Mal hing Ihre Excellenz sich an den Arm eines fremden Herrn. Dann legte die Selbstdisziplin; sie lachte. „Nichts Sylvesterliches, hatte ich doch gebeten!“

„Ist auch nichts. Können wir in jeder anderen Nacht erleben, überall, in Zrkutzk und Caracas, in Festsälen und engen Gäßchen. Hier sahs nur gerade besonders häßlich aus; nicht so edel, sauber und fein wie das Bild in Ihrem Sachsenpiegel. Außerlich, steht auf der Medizinflasche. Ein Weibchen hungert nach einem Männchen. Warum? Der Anthropologe mag antworten. Trotzdem zu Hause das Futter nicht knapp ist, hungert Eochen. Mal was Andres! Der in weiteren Kreisen bekannte Erdenrest, zu tragen peinlich. Und darum das Lied vom Ausleben und Durchsetzen, darum die Renonmisterei mit der Persönlichkeit und den romantischen Rechten der Leidenschaft?“

Schnüchzig wiehert ein Droschkengaul.

„Es ist spät geworden. Ich denke, wir fahren.“



Kapitalismus und Christenthum.

Die Sozialdemokratie hat doch von ihrer Doktrin schon so manches Stück preisgegeben. Auch die Geschichtskonstruktion der Marx und Engels hält sie schon lange nicht mehr unbedingt aufrecht. Am sechzehnten Januar 1897 kritisirte ein Genosse im „Vorwärts“ das Werk „Wirthschaft und Recht“ von Stammler, das er — treffend — scharfsinnig, aber unfruchtbar nannte, und er gab zu, daß das Gleichniß vom Ueberbau hinkt. Die Oekonomie bestimme freilich die übrigen Lebensformen: Familie, Staat, geistiges Leben, erleide aber von diesen Mächten, denen eine eigene, auf ökonomische Antriebe nicht zurückführbare Bewegung zukomme, eine sehr bedeutende und folgenschwere Einwirkung; das Leben verlaufe also in einer Wechselwirkung zwischen den wirthschaftlichen und den übrigen Kräften. So ist's; nur die Koordination des geistigen Lebens mit Familie und Staat ist falsch. Diese Beiden sind der Wirthschaft koordinirt, der Geist aber ist der Inhalt dieser Formen; in Wechselwirkung stehen Inhalt und Form und wiederum jede Form mit allen übrigen. Wer behaupten wollte, irgend eine Wirthschaftsform erzeuge den Gerechtigkeitsinn oder die Familie, würde sich nur lächerlich machen, sintemal das Europäerkind und der Regerjunge in gleicher Weise aufschreien, wenn ihnen Unrecht geschieht, und die Ehe des heutigen berliner Bourgeois von der eines türkischen Bauern, eines altrömischen Bürgers, eines altegyptischen Handwerkers oder Pharao in keinem wesentlichen Stück verschieden ist. Aber was sich an Bildungen um die Grundbestandtheile des geistigen Lebens und um die sozialen Grundformen herumlagert, Das wird allerdings von jeder ökonomischen Umwälzung mit umgewälzt; und so hat natürlich unser kapitalistisches Maschinenzeitalter seine eigene soziale Struktur, seine eigene Staatsform, Kriegsführung, Jugenderziehung, Geselligkeit, seinen eigenen Lebensstil und vor Allem sein eigenes Recht oder, wenn man lieber will, Unrecht.

Der Mensch bleibt immer und überall der selbe; aber wer nicht glauben will, daß unsere heutigen Lebensformen etwas völlig Neues, von denen aller früheren Zeiten Grundverschiedenes sind, Der lese Werner Sombarts groß angelegtes und bis zur Hälfte des Planes glänzend durchgeführtes Werk „Der moderne Kapitalismus“ und er wird sich gezwungen sehen, seinen Irrthum zu bekennen. Sombart hat einmal die Kühnheit gehabt, den Kampf um die Futterplätze und den Kampf um die Vertheilung des Futters als den Inhalt der Politik zu bezeichnen; die Gier nach Glück, die sich der politischen wie aller anderen Lebensformen bedient, denkt wohl Jeder ergänzend hinzu. Hier aber zeigt er uns, wie sich den persönlichen Kräften die unpersönliche Macht des Kapitals gefellt, jene sich unterwirft und sie in ihren Dienst nimmt. Er zeigt uns, wie das Kapital vor sechshundert Jahren geboren wurde in den Kenteien der Päpste, der Könige, der Grund-

herren, wie es Ausbeutung und Wucher genährt haben, wie es, größer geworden, sich mit Inder-, Indianer- und Negerblut vollgefogen, dann sich, ein wahnsinniger Riese, in dynastischen und Kolonialkriegen selbst zerfleischt, zerstückt, verstümmelt hat; wie es, endlich zu sich gekommen und vom neuen, vom echt kapitalistischen Geist erfüllt, von der Raubwirtschaft sich abgewandt und auf die Produktion geworfen, die Wissenschaft zu seiner Magd gemacht, mit ihrer Hilfe die neue Technik geschaffen und — bei uns in Deutschland seit fünfzig Jahren — eine Umwälzung vollbracht hat, wie sie ehemals nicht ein halbes, ein ganzes Jahrtausend zu vollbringen vermocht hatte. Eine Umwälzung, deren Ergebnis wir staunend schauen: entwurzelt die Massen, die tausend Jahre lang an der Scholle geklebt hatten, haltlos hin und her fluthend und über alle fünf Erdtheile verstreut. Verschwanden der stadtbeherrschende Handwerker im Sammetbarett, den uns Richard Wagner in den Meisterfingern — kaum verschönernd und übertreibend — vorführt; seine dem Handwerk treu gebliebenen verklümmerten Nachkommen aus der Hauptstraße, die des Händlers Schaufenster schmückt, in dumpfe Kellerlöcher, schmutzige Hinterhäuser, öde Dachkammern zurückgedrängt; der selbstbewusste kunstfertige Meister zum Knecht des Kapitals herabgewürdigt, der die Maschine bedienen muß, die seine Arbeit übernommen hat. Was an Menschenthum verloren ist, durch die Fülle der Güter verdeckt, deren Glanz alle Märchenschlöffer überstrahlt; der Mensch aber in fieberhafter, nimmer rastender Thätigkeit, das Glück in der Gestalt von Geld zu erraffen oder wenigstens die Fußbreite festen Bodens zu behaupten, von dem ihn hundert Konkurrenten in den Abgrund oder in den Sumpf zu stoßen drohen. Wie lange wird es noch dauern, so wird sich auch den kindlichsten Verehrern der Majestät das Geheimniß entschleiern, das für die Lebenden schon lange keins mehr ist: daß alle Herrscher nur noch von Kapitals Gnaden regiren.

Fragen wir nun, was die Umwälzung dem Menschenherzen gebracht habe, so liegt die Antwort eigentlich schon in der versuchten kleinen Skizze des heutigen Zustandes. Was das Glück betrifft, so will ich nicht oft Gesagtes wiederholen, sondern erinnere nur an eine Korrespondenz der Frankfurter Zeitung aus dem sächsischen Stritzgebiet; der Verfasser meint, wer heute das Grafseln lernen wolle, brauche nicht in ein Verwünschenes Schloß, sondern nur in die sächsischen Weberbezirke zu gehen. (Eben lese ich die abschreckende Schilderung eines pariser Proletarierviertels; Käthe Schirmacher entwirft sie in einem Bericht über den auch von Sombart erwähnten Möbelmarkt, der in Frankreich La Trôle heißt). Und wie steht es um die Ethik des Kapitalismus? Nachdem Sombart erzählt hat, wie die ersten Kapitalien entstanden sind, sagt er: „Man sieht, so arg blutig, wie Marx annahm, ist das Kapital nicht auf die Welt gekommen; es war eine leise, allmähliche,

für die werththätige Bevölkerung unmerkliche Abzäpfung kleiner Arbeitstragpartikelförmigen, die im Lauf der Zeit die Fonds für kapitalistische Wirtschaft zu bilden bestimmt waren." Aber dann beschreibt er die Kolonialwirtschaft, die an Blutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, zuerst die Ausraubung der Eroberte durch die Italiener (die meines Wissens vor Sombart noch kein Nationalökonom gebührend gewürdigt hat), dann die Ausplünderung und Ausfugung von Indien und „Infulinde“ und die Ausrottung ganzer Völker unter den rothen und den schwarzen Menschen. Wer, der noch ein Mensch ist, würde sich nicht ergriffen fühlen, wenn er liest, wie ein Indianerstamm beschließt, auf das Kinderzeugen zu verzichten, um der von den Europäern bereiteten Hölle kein Material mehr zu liefern, oder daß sich die Indianer eines Pflanzers aufhängen wollen, davon aber Abstand nehmen, weil ihr Herr erklärt, dann müsse er sich mit aufhängen; wenn sie der Herr ins Jenseits begleite, argumentirten diese Kinder, würden sie drüben die selbe Qual erleiden. Daß aber Kapital im Sinne Sombarts, also eine Geldsumme, die durch den Produktionsprozeß vergrößert wird, gar nicht entstehen könnte, wenn nicht Menschen vorhanden wären, die sich ihm als Lohnarbeiter zur Verfügung stellen müssen, daß also der Kapitalismus Noth und den Willen, von der Noth Gewinn zu ziehen, voraussetzt, wird ausdrücklich hervorgehoben. Eben so, daß das mittelalterliche Wirtschaftsleben von dem sittlichen Grundsatz beherrscht wurde, es dürfe anderen Erwerb als den Lohn für geleistete Arbeit nicht geben. Der Handwerksmeister durfte weder Gesellen und Lehrlinge ausbeuten — den Lehrlingen war er wirklicher Lehrmeister und den Gesellen mit ihnen gleich gelohnter primus inter pares — noch aus den Materialien durch Preiszuschlag Handelsgewinn erzielen. Daß die damaligen Menschen nicht aus übermenschlicher Güte und Gerechtigkeit so handelten, sondern, weil es ihnen die wirtschaftlichen Verhältnisse möglich und leicht machten, ändert nichts an der Thatsache, daß die Pflicht, auch das Wirtschaftsleben nach sittlichen Grundsätzen zu regeln, allgemein anerkannt wurde. Die heutige Wirtschaft ist, weil sie nicht die Bedarfsdeckung, sondern die Verwerthung des Kapitals zum Zweck hat, von Haus aus unmöglich. Sie ist es auch insofern, als sie die Maschinenarbeit an die Stelle der Kunstarbeit setzt: ein Geist schafft die Maschine, ein Geist schafft das Muster; die Tausende von Menschen, die ihre nach dem Muster arbeitende Maschine bedienen, brauchen keinen Geist und dürfen ihn, wenn sie welchen haben, bei der Arbeit nicht bethätigen. Geist, Persönlichkeit, wenigstens so weit sich Beides in der Arbeit bethätigt, wird das Privilegium Weniger. Und da das Kapital eben so unpersönlich ist wie sein eiserner Arbeiter, so ist der Erwerb von den Fesseln sittlicher Rücksichten befreit. „Ein Handwerker von echtem Schrot und Korn würde verhungern, ehe er seine von den Vätern

überkommene Produktionsweise im schlimmen Sinn veränderte; er mag keine Schleuderwaare liefern. Man braucht die Wirkung des alten Handwerkersstolzes nicht übermäßig hoch anzuschlagen und kann doch zu dem Ergebnis kommen, daß es mit dem Prinzip handwerkmäßiger Produktion unvereinbar ist, aus der systematischen Qualitätsverschlechterung ein Gewerbe zu machen. Diese ist in den meisten Fällen mit einer Täuschung des Publikums verbunden und dazu bedarf es einer Unpersönlichkeit des Produzenten, wie sie die kapitalistische Organisation mit sich bringt. Kaufe ich die Schundwaare im Laden beim Herrn Cohn, so kann ich Diesen nicht in dem selben Maße verantwortlich machen, wie ich es thue, wenn mir der Schuhmachermeister Schmidt oder der Tischlermeister Müller als Verfertiger des Schwindelstückes bekannt sind.“ Die Verehrer des Kapitalismus bekämpfen eifrig die Behauptung, der Mittelstand schwinde; und es ist wahr: die Steuerrollen beweisen, daß der Mittelstand wächst und sich hebt, — in seiner Steuerleistung nämlich; mit dem wachsenden Nationalreichtum wächst die Zahl und die Höhe der mittleren Einkommen. Aber die Personen, die den heutigen Mittelstand bilden, sind von denen des alten Mittelstandes verschieden; es sind nicht mehr vorherrschend Bauern und Handwerker, also selbständige kleine Produzenten, sondern zum größten Theil Beamte, höhere Industriearbeiter, Literaten, Agenten, Händler der verschiedensten Art, Rentner. Also erstens zu einem großen Theil Abhängige: Söldlinge entweder eines Gemeinwesens oder des Kapitals, zweitens im besten Fall nur mittelbar produktiv; und wenn nicht das Erste, so beeinträchtigt das Zweite die ethische Qualität. Die mittelbare Produktivität schwindet überdies vielfach in Unproduktivität und in negative Produktivität, in Schmarogerthum hin. Daß sich die Zahl der Händler in ungeheurer Weise vermehrt, daß viele Händler nur Schmaroger sind, daß aber trotzdem der einst verachtete Handel, das Profitmachen aus bloßem Kaufen und Wiederverkaufen, heutzutage als ehrenhaft gilt, daß also die sittliche Empfindung in dieser Beziehung geschwächt oder gefälscht worden ist, wird ausdrücklich zugestanden. (Zwei Arten des Handels erfordern persönliche Arbeit, wirkliche, nicht Scheinarbeit und verrichten volkswirtschaftlich nothwendige Dienste, sind daher nach beiden Seiten hin sittlich unanfechtbar: der Handel, der die Erzeugnisse anderer Zonen einführt, und der Detailhandel, der die produzierten Güter unter die Konsumenten vertheilt, vorausgesetzt, daß die Zahl der Detailisten nicht übermäßig groß ist). Und Sombart beweist sogar, daß der moderne Kaufmann schon seinem Begriff nach eigentlich ein unsittliches Wesen ist. Sein Wesen sei Kalkulation und Spekulation, seine Aufgabe: die Waare an den Mann zu bringen, Märkte ausfindig zu machen, zu erobern und zu behaupten. Wo der Handel den Bedarf einer festen Kaufkraft bedingte, da existire Das noch gar nicht,



was heute Kaufmann heißt; nur auf dem übersehten Markt könne der moderne Kaufmann entstehen, also da, wo er eigentlich gar nicht nötig ist. Mit anderen Worten: die Aufgabe des Kaufmannes ist heute nicht sowohl, dem Volke zuzuführen, was es braucht, als vielmehr, ihm in Aermelausreißer-Manier Waaren aufzudrängen, die es weder braucht noch will, und den Konkurrenten die Kunden abzujauchen. In der Kunst und Wissenschaft der Reklame prostituiert sich der moderne Handel.

Kurz: wenn wir den modernen Verkehr des Glanzes entkleiden, mit dem er prunkt, so finden wir König Mammon, wie ihn Sascha Schneider gemalt hat. Die Art, wie er heute regiert, ist von der in älteren Zeiten, wo er noch nicht Kapital hieß, grundverschieden, aber Antlitz und Leibgestalt sind die selben geblieben. Sombart ist sehr weit entfernt davon, ihn malen zu wollen; als Fortschrittsextremist, der er ist, malt er nur sein Prunkgewand und erklärt er besser und vollständiger als Marx — darin besteht die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes — seine heutige Wirkungsweise; aber er kann nicht hindern, daß sich die Konturen des Dämons in der Umhüllung abzeichnen. Natürlich bin ich nicht so kindisch, zu wünschen, die Entwicklung möchte anders verlaufen sein. Sie war nothwendig. Wenn es gelang, die tobbringenden Seuchen zu bannen, wenn dadurch die Bevölkerung auf ihre heutige Zahl vermehrt wurde, so konnte sie nur bei erhöhter Produktivität der Arbeit ernährt werden; und daß nur der Kapitalismus die Produktivität in dem erforderlichen Maße zu steigern vermag, kann Jeder, der es noch nicht weiß, aus Sombarts Werk lernen. Außerdem leistet der Kapitalismus der Kulturwelt den Dienst, sie in unaufhörlicher Bewegung, also geistig am Leben zu erhalten, und wenn er manche Partien des ethischen Lebens anfriszt und zerstört, so stärkt er dafür andere, namentlich die Energie; auch die geschlechtlichen Exzesse vermindert er durch den Zwang zu strammer Arbeit und durch das vielseitige geistige Interesse, das seine Maschinerie — die soziale wie die technische — wirkt, wie denn überhaupt der Werth des modernen Reichthums nicht in den Gebrauchs- und Genußgütern liegt, mit denen er uns überschüttet, sondern in dem geistigen Reichthum an Erkenntnissen, Gegenständen der Betrachtung und Forschung, Anregungen und Triebfedern zum Handeln, den er erzeugt. Daß sich aber der Weltmechanismus bei dieser großen Umwälzung wie bei jeder früheren der Selbstsucht seiner Geschöpfe als Triebkraft und Schwungrad bedient, darum dürfen wir uns nicht erlöhnen, mit ihm zu rechten; spricht denn der Topf zum Töpfer: Warum hast Du mich so gemacht? Das Geheimniß des Weltplanes können wir nicht entschleiern. Eins nur sagt uns die Vernunft: daß wir die Verpflichtung und das Bedürfnis haben, bei jeder äußeren Gestalt des sozialen und Wirtschaftslebens uns und unseren Brüdern den

ethischen Kern der Persönlichkeit zu erhalten und so viel Glück wie möglich zu verschaffen; dann erst recht, wenn die den sozialen Körper beherrschenden Kräfte Beides zu rauben und zu zerstören drohen. Aus diesem Grunde wird sich eine der Hoffnungen der Fortschrittsfreunde nicht erfüllen: die Entwicklung wird das Christenthum nicht überflüssig machen, daher auch nicht vernichten. Wenigstens vorläufig nicht. Sollte das Ziel der Entwicklung so aussehen, wie es die Sozialdemokraten und die Sozialliberalen, wahrscheinlich auch Sombart, sich vorstellen, sollte der Mensch die Herrschaft über seinen Knecht, das Kapital, wiedergewinnen, das sein Herr geworden ist und ihn verleitet hat, das Allermittel, das Geld, zum Zweck zu erheben, sollte er dahin gelangen, sein Leben in Eintracht mit allen seinen Brüdern — hier liegt eine der großen Schwierigkeiten — ganz nach Wunsch zu gestalten, auch die Krankheiten, die Elementarkatastrophen, den Tod aus der Welt zu schaffen oder wenigstens Jedermann die Euthanasie zu sichern, dann brauchte die Menschheit keinen Herrgott mehr. So lange dieses Ziel nicht erreicht ist, brauchen die Millionen Unglücklichen einen Herrgott, und zwar den christlichen, der aus Liebe zu ihnen einen Menschenleib angenommen hat, Hunger litt, sich geißeln, anspeien und kreuzigen ließ und den Mammon verdammt; ohne den Glauben an diesen Herrgott, dessen Auge und starker Arm in den finsternen Abgrund und in den graufigsten Sumpf reichen und der durch seine Menschwerdung den Willen, zu helfen, bewiesen hat, ist für Millionen das Erdenleben die Hölle, eine Hölle, deren Qualen heute, im Zeitalter des Kapitalismus, um so stärker empfunden werden, weil sie auf jedem Punkte der civilisirten Welt unmittelbar an den Himmel des Luxus und Komforts grenzt.

Diese Unentbehrlichkeit und Unausrottbarkeit des Christenthumes ist es, was seine Gegner zur Wuth entflammt und neuerdings den Krieg „gegen den Klerikalismus“ auf der ganzen Linie entfesselt hat. Der Liberalismus hat drei Gründe, das Christenthum, und vor Allem das entschiedenste, das katholische Christenthum zu bekämpfen. Der erste ist politischer Natur und geht uns hier nicht an: der Liberalismus hat seinen politischen Inhalt zum Theil durch den Wandel der Zeiten eingebüßt, zum Theil an die Sozialdemokratie abgetreten und muß sich an die Junker und Pfaffen halten, um durch ihre Bekämpfung das Recht seiner Organisationen auf das Beiwort Liberal zu beweisen. Aber die anderen beiden Gründe sind kapitalistischer Natur. Den einen hat der Herausgeber der „Zukunft“ einmal mit Beziehung auf Frankreich beleuchtet: die Roture sucht sich der Canaille dadurch zu erwehren, daß sie sie gegen die Pfaffen heßt, Jener Haß von sich auf Diese ablenkt. Der andere Grund ist, daß die moderne Technik den Kapitalisten und ihren Söldlingen den Himmel auf Erden zu sichern schien und daß sie über jede Störung des endlich errungenen Glückes ergrimmt sind. Diese

Stimmung gehört zum Grundcharakter des Nationalliberalismus, wie ich ihn in Baden kennen gelernt habe; Baden und Nationalliberalismus sind ja beinahe identische Begriffe. Seitdem sind am blauen Himmel finstere Wolken aufgestiegen: die wirthschaftliche Krisis, die zwar schon eingetreten war, an deren Permanenz man aber noch nicht glaubte, und die Sozialdemokratie, die damals noch keine Macht war; aber die Empörung über die drohenden Männerklöster beweist, daß der nationalliberale Geist in Baden noch lebt. Die Nationalliberalen — freundliche und liebenswürdige Herren, mit denen sich sehr angenehm lebt — haben die Tragik aus der Welt hinweg dekretirt; es giebt keine Hölle, weder im Jenseits noch im Diesseits; es giebt keine Armuth, kein Elend, keine Noth, keine Sünde, keine Prostitution, und wo immer aus der Proletariervelt ein schmutziger Zipfel in die reinliche bürgerliche Welt hereinhängt, da muß ihn die Polizei schleunigst verbergen. Kutten erinnern nun an allerlei Tragik, darum sind sie den Herren ein Gräuel. Die Herren sind zu ihrer Weltansicht und Stimmung dadurch gekommen, daß sie niemals gezwungen waren, auf die dunkle Seite der Wirklichkeit den Blick zu richten; mir selbst würde es in ihrer Welt ganz gut gefallen, wenn sie die wirkliche Welt wäre; leider ist sie es nicht. Uebrigens kann es unter Umständen auch für Einen, der die Wirklichkeit besser kennt, Pflicht werden, sich am Kampf gegen den Klerikalismus zu betheiligen, dann nämlich, wenn dieser den Trost der Armen als Opiat fürs ganze Volk mißbraucht und es so, durch Lähmung und Betäubung, unfähig macht, an der Besserung seiner wirthschaftlichen und sozialen Zustände zu arbeiten. Weil diese Gefahr vielfach vorhanden war, mußte die Sozialdemokratie kommen. Mit den Gründen, die sie jetzt bestimmen, sich dem Feldzuge gegen den Klerikalismus anzuschließen, verhält es sich (im Deutschen Reich wenigstens; in Oesterreich und den romanischen Ländern liegen die Dinge vielfach anders) nicht so wie bei den Liberalen; zwei sind politischer Natur: daß das Centrum nicht mehr Opposition, also nicht mehr natürlicher Bundesgenosse ist und daß es der Sozialdemokratie den Zugang zu den katholischen Arbeitermassen sperret. Nur einer geht uns hier an; er ist mutatis mutandis der spezifisch nationalliberale. Die Arbeiter erstreben den Himmel, den der Bourgeois besitzt, und müssen die Kirche, die den Himmel ins Jenseits verlegt und den Eroberungskrieg des Proletariates für aussichtslos und für gottlos erklärt, als Todfeindin hassen.

Die Sünden der Kirche, die den Feinden als Angriffspunkte dienen und ihnen zugleich das wohlfeile Vergnügen sittlicher Entrüstung verschaffen, sind wirklich vorhanden. Wie viel von den Kloster-, Eölibat- und Finanzskandalen erlogen sein mag, darauf kommt nichts an. Die Verfassung der katholischen Kirche — in niederem Grade auch die jeder anderen Kirche — bringt es mit sich, daß die Wirklichkeit dem Ideal widersprechen muß. Das

einziges Wort „Kirchenfürst“ genügt für sich allein schon dem Logiker, um zu beweisen, daß die Papskirche nicht die Braut Christi, sondern die babylonische Hure sei. Und daß nicht all die tausend Cölibatäre keusch leben können, steht a priori fest. Es giebt sittlichen Heroismus, aber wenn aus der Gottseligkeit und dem Heroismus ein Handwerk und ein Broterwerb gemacht wird, dann können Beide beim besten Willen nicht allgemein echt sein. Heroen sind Ausnahmemenschen; und der katholische Glaube, daß ein Wunder der Gnade gewöhnliche Menschen in Heroen umschaffe, wenn sie die Weihen empfangen, kann vor der Erfahrung nicht bestehen. Das Christenthum wirkt nicht jenes Wunder, thut aber dafür etwas Anderes und Besseres: es stellt den Heroen Lebensaufgaben und macht sie dadurch fürs Gemeinwohl nützlich. Das ist eine sehr dankenswerthe Leistung. Die Kirche nun, der Leib des christlichen Geistes, ist eben so wie der Kapitalismus ein nothwendiges Produkt der geschichtlichen Entwicklung, für dessen Dasein und Beschaffenheit keines Einzelnen bewußte Absicht verantwortlich gemacht werden kann. Was die Zeit geschaffen hat, zerstört die Zeit; und die Macht und Pracht des Papstthumes sehen wir seit vier Jahrhunderten langsam zerfallen. Mit dem letzten Nest wird das letzte einer gewissen Art von Aergernissen schwinden und andere Aergernisse werden durch Aufhebung des erzwungenen Priester-cölibates beseitigt werden. Nur wird es mit Alledem nicht sehr rasch gehen, denn die Schwierigkeiten solcher Aenderungen sind nicht weniger groß als die vis inertiae der Massen. Die weltliche Herrlichkeit der Papskirche wird einst zerfallen, aber der Geist, als dessen Schutzhülle, Werkstatt und Werkzeug die Kirche gebildet ward, wird fortleben, so lange ihn der Himmel auf Erden nicht überflüssig macht. Er wird fortleben in der Gestalt einer Humanität, die sich an den Stützen des christlichen Glaubens und der christlichen Hoffnung aufrecht erhält, fortleben auch in Mönchen, wie sie Shakespeare und Alessandro Manzoni gewalt haben. Daß die Klosterorden durch Volksbedürfnisse gefordert werden, beweist die Blüthe der evangelischen. Die evangelischen Kirchen haben von den katholischen das früher gehaßte und ausgerottete Klosterwesen übernommen, die katholische Kirche wird von der evangelischen lernen, durch Aufhebung der lebenslänglich bindenden Gelübde das Klosterwesen den Forderungen der Zeit anzupassen. Und die aufrichtig Frommen beider Bekenntnisse werden — natürlich nur bis zur Herstellung des Himmels auf Erden — fortfahren, die Wunden zu heilen, die, zu den alten Gottesgeißeln gesellt, der junge Kapitalismus schlägt; denn daß er, wie auch Combart glaubt, selbst alle Wunden zu heilen vermöge, die er schlägt, hat er bis jetzt wenigstens noch nicht bewiesen.

Reiße.

Karl Zentsch.



Die alte Frau.

Oft schon habe ich für die Rechte der Frau gekämpft, für die Rechte des jungen Mädchens, der Gattin, der Mutter. Die alte Frau habe ich kaum hier und da gestreift. Von ihr will ich jetzt reden; von dem armen alten Weibe, das einem Schatten gleicht, den die Schöpfung — zum Mißvergnügen der Menschheit — wirft. Ist oder war die Frau im Allgemeinen — bis vor Kurzem — der Paria des Menschengeschlechtes, so war die alte Frau dreifach; und sie ist es auch heute noch. Die junge und jüngere — schon unter glücklicheren Sternen geborene Generation — hat eben noch nicht Zeit gehabt, alt zu werden.

Ich will von des alten Weibes Leiden sprechen und sagen, wie ihm abzuhelfen ist.

Daß man bis in die neueste Zeit hinein dem Weib nur einen geschlechtlichen Werth zubilligte, ist oft genug gesagt und beklagt worden. Ich sage es noch einmal, denn dieser Wertheinschätzung entspringt die Mißachtung, der die alte Frau verfällt. War das Weib untauglich geworden zur Gebäuerin, Kinderpflegerin und Geliebten, so hörte ihre Existenzberechtigung auf. Alle Ansprüche, die sie fürder noch an die Gesellschaft zu erheben gewillt war, schienen mehr oder weniger lächerlich; von milder und gütiger Beurtheilung wurden sie wenigstens ignoriert.

Geistlicher Reiz und Nutzen des Weibes Werthmesser! Eine animalische Auffassung ihrer Wesenheit, eine naive Schamlosigkeit, die einem früheren Zeitalter entsprochen haben mag, der Reife und Höhe des jetzigen aber Hohn spricht; denn: sie entmenscht das Weib. Daß bei der Beurtheilung dieser Anschauungsweise die sinnliche und ästhetische Freude an Jugend und Schönheit, die Bönne genießender Liebe unangetastet bleibt, ist selbstverständlich.

Es giebt Totengräber für Lebendige: Siechthum, unheilbaren Gram. Auch das Greisenthum der Frau ist solch eine Totengruft. Sie wird bei Lebzeiten darin beigelegt.

Arme Alte! Alles geht mählich von Dir. Anfangs verfolgen Deine sehnüchtigen Blicke die Dir Enteilenden: die Kinder, die Freunde, die Gesellschaft; doch weiter und weiter entfernen sie sich, — sie entschwinden. Einsamkeit hält Dich wie in ein Leichentuch, Vergessenheit ist die Inschrift über Deinem Hause, das Rabenlied der Hoffnungslosigkeit krächzt über Deinem Lager. Schweigen ist um Dich; und auch Du selbst schweigst, weil Niemand Dich hören will. Arme Alte! Dir ist, als müßtest Du Dich schämen, daß Du, nun so unnützlich und so alt schon, noch lebst. Das Alter lastet wie

eine Schuld auf Dir, als usurpirtest Du einen Platz, der Anderen gebührt. Du fühlst um Dich her eine Gesinnung, die Dich aus dem Leben fortdrängt.

Ein berühmter Künstler sagte mir einmal (dabei saß ich ihm zu einem Bilde und ich war über vierzig Jahre alt), daß Frauen, die das vierzigste Lebensjahr überschritten haben, Ballast für die Gesellschaft seien und am Besten thäten, sich zu ihren Vätern zu versammeln. Die frühere Sitte barbarischer Völker, die überflüssige weibliche Kinder gleich nach der Geburt beseitigte, erscheint mir milder, da Neugeborene, mit der schönen Gewohnheit des Daseins noch nicht vertraut, weniger empfindlich gegen eine beschleunigte Beförderung ins Jenseits sein dürften als reichlich Erwachsene.

Von guten und wohlwollenden Menschen habe ich ausgesprochen hören, alte Frauen seien „etwas Gräßliches“. Ich hörte diesen Ausspruch auch aus dem Munde einer jungen Frau, die eine Mutter hatte.

Ich will hier nicht der furchtbaren Tragik gedenken — sie ist nicht so selten, wie man meint —, die entsteht, wenn die Alten den Angehörigen zu lange leben. So grausame Regungen werden in den gebildeten Ständen in des Daseins tiefste Tiefe verschlossen. Im Volk dagegen kommt der fromme Wunsch, Gott möge die Alten abrufen, oft genug zu offenem Ausdruck. Die Greisin — oder auch der Greis — auf dem Altentheil ist ein tragischer Stoff, der in der Literatur genug Bearbeiter gefunden hat. Ich erinnere an König Lear, an Zolas „La terre“, an Turgeniew's „Leat der Steppe“, an Balzac's „Père Goriot“.

Wehe der Greisin, die einen solchen Wunsch auf der Stirn eines Menschen liest! Der Delinquent, dem man auf der Richtstätte ein nasses Tuch um den Hals schlang, starb an der Vorstellung, daß es das Richtbeil sei.

Nichts scheint mir für die alte Frau lähmender, abstumpfender als das von der Gesellschaft ihr aufgezwungene Bewußtsein: Du warst, Du bist nicht mehr. Sie erschauert darunter, als hörte sie die rufende Glocke, die der Tod läutet.

Ich kenne Alte — sensitive Naturen —, die am Liebsten fern von ihrem Angehörigen leben, in fremden Städten, fremden Ländern, in der instinktiven Furcht, den Ihren zur Last zu fallen, gleich dem kranken Thier, das sich ins Dickicht des Waldes verkriecht.

Ich aber: ich liebe Euch, Ihr alten Frauen. Gern klopfe ich an die schon halb zugesperreten Thüren Eurer Seelen, und wird mir aufgethan, so erlebe ich oft lebendige Stunden, aus denen es mir klingt wie von Abendgebeten unter stillen Sternen. Einige unter Euch verstehen die Stimmen, die aus Gräbern kommen; bei Anderen hat man die Empfindung (wenn man nämlich Theosoph ist), daß ihr ätherischer, ihr Astralleib sich halb schon aus dem Gefängniß befreit hat, in das der grobe, materielle Leib ihn ein-

schloß; es ist, als suchten sie, gelöst von der alten Heimath, eine neue, von dunklem Geheimniß umwobene. Das, was in nächster Nähe um sie her vorgeht, sehen und hören sie nur noch unvollkommen. Sie sehen und hören ins Ferne, ins Weite hinaus oder tief in sich hinein. Mystisches haftet ihnen an. Die Gärten der Greise grenzen an ein Jenseits.

Man sollte meinen, wenn eine Frau aufgehört hat, durch ihren geschlechtlichen Reiz zu wirken, müsse die Gesellschaft sie einfach als Menschen, je nach ihrem individuellen Werth, abschätzen und würdigen. Das geschieht nicht. Der Begriff „Altes Weib“ schließt ein Vorurtheil ein, die gerechte Würdigung aus. Wenn einem Jäger morgens zuerst ein altes Weib begegnet, so bedeutet es Unglück. Das Gruseln vor der Heze, die immer eine alte, alte Heze ist, lernen schon die kleinen Kinder. Der Teufel ist gar böse. Den Gipfel der Bösheit aber erklimmt seine Großmutter. Du! Des Teufels Großmutter! Von des Teufels Mutter schweigt die Geschichte.

Das Gesamtgefühl der Gesellschaft ist gegen die Alte.

Jänrende Rufe höre ich: Oho! Das gilt doch nicht für Alle!

Rein. Es giebt Ausnahmen. Ich kannte solche. Sie gehörten der Bühne oder der hohen Aristokratie an. Es waren Frauen, die in einem reichen, bewegten Leben Schätze von Erfahrung gesammelt, originelle, mit Humor begabte Frauen, die sich bis ins hohe Alter Geistesfrische und die Gabe, zu amüsiren, bewahrt hatten. Zu diesen Ausnahmen gehören auch die Greisinnen von unaussprechlicher Herzensgüte, die eine lieblich weiche Atmosphäre um uns schaffen, die wir wie Seilchenduft athmen. Auch Berühmtheit, Reichthum, Bornehmheit sind mildernde Umstände für „das alte Weib“. Diese Eigenschaften müssen aber in hoher Potenz vorhanden sein, um das Vergehen des Alters zu föhnen; ihre Abendsonne muß der ganzen Umgebung leuchten. Von diesen Ausnahmen abgesehen, hatte die alte Frau bisher Bedeutung und Einfluß nur als Gattin oder Mutter eines berühmten oder hochgestellten Mannes. Wäre, zum Beispiel, je ein Wort von der Frau Rath, trotz ihrer erwüchigen, geistprühenden Trolerie, auf die Nachwelt gekommen, wenn sie nicht Goethes Mutter gewesen wäre?

Die alte Frau wirft ihren Schatten voraus in der ältlichen Frau. Die ältliche datirt man etwa vom Ende der Bierziger bis zum sechzigsten Jahr, die Alte vom sechzigsten, bis sie das Zeitliche segnet. Die Ältliche denkt man sich mit Vorliebe im Bilde der Schwiegermutter, die Alte im Bilde der Großmutter; obwohl es noch ganz junge Großmütter giebt. Von der Schwiegermutter habe ich schon gesprochen. Ich bemerke hier nur, daß die Mutter, wenn sie von zarter Seelenkonstruktion ist, selbst der eigenen verheiratheten Tochter gegenüber leicht unter einem schwiegermütterlichen Bewußtsein leidet; immer muß sie auf der Hut sein, um nicht in die Nacht-

und Willenssphäre von Tochter und Schwiegersohn einzugreifen und zurückgewiesen zu werden. Doch ich will von der Großmutter reden.

Lange, lange schon steht die Kinderstube ihr leer, das Reich, in dem sie einst unumschränkte Herrscherrechte übte, in dem ihr Herz Orgien der Lust und Zärtlichkeit feierte, wo ein geschäftiges Sorgen und Thun ihre Zeit und ihr Denken ausfüllte.

Ah, Großmütterlein, Großmütterlein: willst Du etwa in der Kinderstube Deiner Tochter unterkriechen? Bleib draußen! Nicht mehr Herrscherin bist Du dort, nicht einmal Vizeherrscherin; nur eine höhere Kinderfrau, mit weniger Autorität als die eigentliche Kinderfrau, die durch Strenge und Weifen sich behauptet, während Großmütterlein als Angstmeier bei den Kindern verschrien ist.

Wir sagte einmal ein fünfjähriges Enkelchen, als ich es wegen einer Unart schalt: „Aber Großmutter, Du hast hier gar nichts zu bedeuten!“ Und es war ein herzlich süßes Kind.

Und die Hauptsache fehlt: die Liebe des Kindes. Enkeliebe ist ein leerer Bahn, ein Luxus im sparsamen Haushalt der Natur, und kommt nur in Ausnahmen vor. Der Instinkt des Kindes ist gegen das Alte. Und die Liebe der Großmutter für die Enkel ist auch mehr eine *saute de mieux*-Liebe, in Ermangelung anderer ergiebiger Anklammerungen.

Und will Großmütterlein durchaus bei den Enkeln einen Stein im Brett haben, so muß sie durch allerlei Leistungen, etwa als Chokoladen- oder Spielsachenlieferantin, um ihre Gunst buhlen. Lieblosungen gehören in dieses Nesselort nicht.

Die Großmutter in der Kinderstube der Tochter: ewig fließender Quell für Konflikte zwischen Mutter und Tochter.

Und die Ehrfurcht vor dem Alter? In allen Tonarten, mündlich und schriftlich, in Kirche, Schule und Haus wird sie gepredigt. Mit Recht? Nein. Ehrfurcht heißt, was aufwärts zu Höhen führt, wo Tempel stehen, in denen Götter wohnen. Nicht aber heißt Ehrfurcht das Verfallende, Rückwärtsweisende.

Pietätvolle Sympathie, Verständnis für ihre Bedürfnisse, Rücksicht für ihre Schwächen, in einzelnen Fällen Dankbarkeit dürfen die Alten von uns fordern; mehr nicht. Der Mensch wird doch nicht alt aus Moral, um einer hohen ethischen Verpflichtung nachzukommen: er wirds ganz von selbst und sehr gern. Und aus purer Selbstliebe will er meist, wenn er auch noch so alt ist, noch immer älter werden.

Im Volksspruchwort heißt es: „Neunzig Jahr ist Kinder Spott.“ Ah, der Spott setzt schon früher ein; er beginnt, sobald sich die Schwächen des Alters bemerkbar machen, und wären es auch nur Gedächtnißschwächen

oder körperliche Ungeschicklichkeiten. Die Aeußerungen der Spottlust kann eine gute Erziehung im Zaum halten; an ihre Stelle Ehrfurcht setzen: Das kann sie nicht. Die Ehrfurcht vor dem Alter gehört zu den Worten, die Schall und Rauch sind.

Und der Salon, die Geselligkeit? Sonderbar: wenn die Menschen nicht immer lügen, auch da, wo Jeder merkt, daß sie lügen, so würden sie zugeben (mündlich geben sie es ja auch zu, aber bei Leibe nicht gedruckt), daß die alte Frau im Salon, in Gesellschaften unwillkommen ist. In der Regel gerathen die Gastgeber bei ihrer Placirung in Verlegenheit, da doch der männliche Gast, je älter er ist, um so stärkere Abneigung gegen die Nachbarschaft einer gleichaltrigen Dame hat; oft nimmt er diese Tischnachbarschaft geradezu übel. Und die alte Frau neben einen jungen Herrn zu setzen: Das ist des Landes nicht der Brauch.

Ich kenne eine alte, sehr muntere und lebenslustige Dame, die außerordentlich gern in Gesellschaften ginge. Sie lehnt aber jede Einladung ab. Als nach dem Grund ihrer Ablehnungen gefragt wurde, antwortete sie in ihrer schleißischen Mundart: „Man is so ibrig.“

Ja, sie hat Recht. Die Alte ist so „ibrig“. Wenn die Frau als Geschlechtswesen nicht mehr in Betracht kommt, interessiert auch ihre Unterhaltung nicht mehr. Was sie denkt, fühlt, urtheilt, ist „ibrig“.

Für den alten Mann ist die Geselligkeit keineswegs ausgeschlossen. Ist er im vorgerückten Greisenalter auch nicht mehr schaffenskräftig, so ist er doch durch seine Kenntnisse, Erfahrungen, durch seine sozialen oder politischen Beziehungen zur Welt immer noch reich genug, um Freude an sich selbst haben und Anderen schenken zu können. Und außerdem hat er den ungeheuren Vorzug, kein „altes Weib“ zu sein.

Und hat diese Zurück- und Beisehung der alten Frau keinerlei Berechtigung?

Sie hat eine Berechtigung, wenn auch kein Verständiger den brutalen Aussprüchen des bekannten leipziger Arztes, der das alte Weib als ein Schensal schildert, zustimmen wird. Die Berechtigung liegt in ihrer Ueberflüssigkeit. Die ist unbestreitbar, wenn man die heutige Gesellschaftsordnung in Bezug auf die Frau als die für alle Ewigkeit einzig normale gelten läßt. Ist der Daseinszweck des Weibes — wie die Majorität annimmt —, Kindergebären und Kindererziehen, so hat sie, wenn die Kinder erwachsen sind, ihren Zweck erfüllt. Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. In vielen Fällen läßt die Ueberflüssigkeit noch eine Steigerung zu: sie wird zur Lästigkeit, wenn — wie es häufig geschieht — die Alte für sich Rücksichten und Aufmerksamkeiten beaniprucht, die ihren Angehörigen Opfer auferlegen, sei es an Zeit, Behagen, Geld. Die alte Frau giebt dann nicht mehr: sie nimmt nur.

Freilich: dem unabwendbaren Menschenschicksal, im höchsten Greisenalter zu verfallen, entgehen Wenige. - Und da Niemand den Volksgebrauch der alten Inder, die ihre Greise auf dem Ganges ins Schattenreich entsandten, wieder einführen wird, so muß den Altersschwachen die Hilfsbereitschaft der Familie, und wo keine vorhanden ist, des Staates beistehen. Diese Hilfe wird ja auch einmal der heute Hülfsende in Anspruch nehmen, wenn das Alter ihn gebrochen hat. Und damit wäre dann doch ein Ausgleich zwischen Geben und Nehmen hergestellt.

Bei der erwähnten Läßigkeit fällt die Finanzfrage schwer ins Gewicht. In den höheren, gebildeten Ständen kommt es vor, daß ein junger Mann keine eigene Familie begründen kann, weil er weibliche Angehörige unterstützen oder erhalten muß. Furchtbar lastet diese finanzielle Pflicht auf dem Volk. Die Bediensteten, die von ihrem kargen Lohn die alte Mutter erhalten müssen, thun es schweren Herzens, fast immer voll Groll und Bitterkeit.

Ich traf eines Tages mein Mädchen — ein gutes, treues Geschöpf — in der Küche fassunglos schluchzend. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß ihre Mutter (sie wohnte in einem kleinen ostpreussischen Nest) eine Reise unternommen habe, um einen verheiratheten Sohn, den sie seit vielen Jahren nicht sah, zu besuchen. Die Reise kostete fünfzehn Mark. Um dieser fünfzehn Mark willen heulte das Mädchen. Sie unterstützte die Mutter mit zehn Mark monatlich, — der Hälfte ihres Lohnes.

Zu den allgemeinen unerfreulichen Begleiterscheinungen des Alters gehört der Verlust der Schönheit, — wenn solche vorhanden war, was gar nicht so häufig der Fall ist, wie man bei der Gegenüberstellung von Jugend und Alter anzunehmen pflegt. In den höheren Ständen tritt die Häßlichkeit des Alters bei den Frauen auffälliger hervor als bei den Männern. Im Volk, bei den Bauern ist der Greis nicht häßlicher als die Greisin.

Ich schalte hier ein, daß die deutsche alte Frau im Allgemeinen häßlicher ist als alte Engländerinnen, Amerikanerinnen, Norwegerinnen. Es ist eine für deutsch-patriotische Gemüther unliebsame Wahrnehmung — auf Reisen hat man Gelegenheit, sie zu machen —, wie die charaktervollen, interessanten Köpfe, die schlanken, hohen Gestalten dieser Ausländerinnen die untersehteren, fetteren deutschen alten Damen mit den verschwommenen Zügen in den Schatten stellen. Die Ursache dieser Erscheinung sehe ich weniger in einer National- und Rassenverschiedenheit als darin, daß in den genannten Nationen die Hausmütter (in den höheren Klassen) selten sind, Frauen, die, wenn ihnen die Objekte ihrer Thätigkeit entzogen sind und ihr enger Interessentkreis gesprengt ist, leicht träg, stumpf und dick werden. Das geistige Wesen schafft sich die Physiognomie. Wir lesen in den Gesichtern gewissermaßen zwischen den Zeilen; durch alle Runzeln hindurch leuchtet die Schrift,

die eine Seele in die Jüge schrieb. Ich wiederhole ein Citat, das ich schon einmal anwandte: „Es ist eine Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter wie die Menschen werden.“

Das Alter zerstört die Schönheit der Formen und Linien. Die Wirkungen dieser Zerstörung können gemildert, in nicht seltenen Fällen aufgehoben werden. Alte Frauen pflegen ihre äußere Erscheinung zu vernachlässigen, weil sie glauben, es sei ja ganz gleichgiltig, wie sie aussehn. Sie zählen nicht mehr mit. Wer achtet ihrer? So machen sie sich wenigstens bequem.

Sie haben Unrecht.

Ich möchte, daß die alte Frau sich weiß kleide. Ich meine, ihr gebührt die Farbe, die dem Licht verwandt ist. Etwas Priesterliches, Erdentrücktes, Lichtsuchendes möchte ich an ihr sehen. Aber nicht nur ein kaum noch moderner Symbolismus, auch ästhetische Gründe sprechen für das weiße Kleid. Niemand sollte mehr die Regeln der Aesthetik beobachten als die alte Frau. Feinlichste Sauberkeit und Sorgfalt in der Körperpflege, in der Kleidung sei ihr Gesetz. Zur Körperpflege gehört jede Art hygienischer Vorpflege, gehört Alles, was zur Erhaltung der Kraft und Geschmeidigkeit, zur Vermeidung von Schwerefälligkeit und Fettleibigkeit dient.

Man wird einwenden, daß die alte Frau den Spott herausfordert, wenn sie Dinge thut, die ihrem Alter nicht angemessen sind. Nicht angemessen sind oder nicht für angemessen gelten? Dieser Unterschied ist wichtig. Von Dem, was für unangemessen gilt, beruht das Meiste auf Gewohnheit und Zeitvorurtheil. Ein Beweis dafür ist, daß ein Thun, das die alte Frau lächerlich macht, bei dem gleichaltrigen Mann Beifall, oft den allerlebhaftesten, findet. Eine alte Frau mit Schlittschuhen an den Füßen, auf dem Fahrrad, auf dem Pferd: lächerlich; der achtzigjährige Molke auf dem Pferd wurde als eine bewundernswerthe Erscheinung angestaunt; und dem weißbärtigen Schlittschuhläufer folgen nur wohlwollende Blicke.

Meine Kindheit fällt noch in die Zeit, wo ein weibliches Wesen auf dem Eis Staunen und Enttäuschung erregte. Hätte ich in meinem fünf- und vierzigsten Jahr einen runden Hut mit Blumen getragen, die Straßenjugend hätte hinter mir hergejabelt. Heute trägt die Vierzigerin den selben Hut wie ihre Tochter; und man findet es in der Ordnung.

Eine sechzigjährige Dame meiner Bekanntschaft wollte auf Anrathen ihres Arztes, einer Blutstodung wegen, reiten; natürlich nur in der Bahn. Sie gab es wieder auf, weil sie die Wiz- und Spottreden ihres Bekanntenkreises nicht ertrug. Eine andere, mir verwandte alte Dame brannte darauf, den Vortrag eines bestimmten Universitätsprofessors zu hören. Sie hatte nicht den Muth, sich den verwunderten Blicken der Jünglinge auszusetzen.

Höre, alte Frau, was eine andere alte Frau Dir sagt: Stemme Dich an! Habe Muth zum Leben! Denke keinen Augenblick an Dein Alter. Du bist sechzig Jahre alt. Du kannst siebenzig werden, achtzig, sogar neunzig. Die Jüngsten können vor Dir ins Grab steigen. Den Tod vorausdenken, vorausfühlen, heißt, ihm entgegenzueilen, heißt, die Gegenwart entrechteten. Wenn Du nur noch einen einzigen Tag lebst, hast Du eine Zukunft vor Dir. Das Leben ist ein Kampf. Alle sagen es. Man kämpft gegen Feinde. Das Alter ist ein Feind. Kämpfe!

Thu, was Dir Freude ist, so weit Deine Geistes- und Körperkräfte reichen. Gerade, weil Du nicht mehr lange Zeit vor Dir hast, schöpfe jede Minute aus. Die theosophische Vorstellung: je reicher an Hirn und Herz wir ins Grab steigen, um so glorreicher wird unsere Wiederkehr sein, ist von feierlicher Bornehmheit.

Spotte des Spottes, mit dem man Dich einschüchtern, Dir die Thüren zur Freude sperren will. Das Recht, zu leben, hat das Kind wie die Greisin. Werde immerhin alt für die Andern: nicht aber für Dich.

Was habt Ihr Alten denn nach der Gesellschaft — die längst über Euch hinweggegangen ist — zu fragen? Wer von der Gesellschaft nichts mehr will, hat nichts mehr von ihr zu fürchten. Das Grab gönnt Jeder uns. Duckmäuser Ihr! Was horcht Ihr noch immer auf Beifall und Zischen der Gesellschaft?

Wenn Ihr Lust und Kraft dazu habt, so radelt, reitet, schwimmt, entdeckt auf Reisen neue Schönheiten, neue Welten. Ein sechsundsiebenzigjähriger berühmter englischer Arzt erzählt von seinen langen Kamelritten durch die Wüste. Vielleicht könnt Ihr stark wie dieser Arzt werden und, wie er, auf Kamelen durch die Wüste reiten. Laßt Euer weißes Haar, wenn Ihr es habt und es Euch bequem ist, frei um das Haupt wallen. Wischt Euch unter die Lernenden. Beinahe kommt es mir lächerlich vor, daß Ihr Euch schämt, noch nach Wissen zu trachten, als wäre das Absterben ein lieblich ernstes Geschäft, das zu hemmen indezent wäre. Ein Baum, auch wenn er all seine Früchte hergab, lebt fort, prangend in der neuen Schönheit herbstlichen Laubes, bis er am Winterfrost stirbt.

Ich kenne eine dreiundsiebenzigjährige Greisin, die anfängt, Lateinisch zu lernen; freilich nimmt sie den Unterricht in einem entlegenen Pavillon ihres Parkes, damit kein Lauscher ihren Frevel erspähe. Eine Andere kenne ich: als Die merkte, daß Worte und Ausdrücke für Das, was sie sagen wollte, ihr zu fehlen anfangen, gestattete sie den Gehirnnerven dieses Erschlaffen nicht ohne Weiteres. Wie ein Kind sich übt, sprechen zu lernen, so übte sie sich, es nicht zu verlernen. Sie hielt sich Monologe, Vorträge; mit feiner Kunst fesselte sie ihr fliehendes Gedächtniß, ersetzte es zum Theil

durch eine musterhafte Ordnung. Sie schrieb ein Tagebuch, um sich über ihre Geistesverfassung Rechenschaft zu geben. Und sie brachte es zu erstaunlichen Erfolgen.

Klagst Du, Alte, daß die Menschen nichts mehr von Dir wissen wollen? Und wollen die Irdischen, meist Allzuirdischen nichts mehr von Dir wissen: es giebt Uebernatürliches. Bade die Seele im Mondlicht der Geister. Sind nur lebendige Menschen Freudenbringer? Da ist die ganze holde und wilde Natur mit ihren Geheimnissen und Offenbarungen. Da sind die Thiere. Die wissen nichts von Alter und Häglichkeit. Die lieben Dich um Dessen willen, was Du an ihnen thust. Da sind vor Allem die Toten. Mit ihnen redest man oft besser als mit den Lebendigen. Durch ihre Werke leben sie uns. Unerkäpflisch sind die Schätze an Geist und Gemüth, die sie bergen. So rede nicht von Einsamkeit.

Man hat Dich die Zaubersprüche nicht gelehrt, mit denen man diese Schätze hebt? Ja: Das ist's.

Die Zukunft wird diese Rathschläge, die der Gegenwart gelten, nicht brauchen. Gleich bisher das Loß der alten Frau dem des Abgebrannten, der trauernd auf dem Grabe seiner Habe lauert: muß es so bleiben? Nein. Die Ueberflüssigkeit der gealterten und alten Frau auf die von der Natur gelegten, unüberschreitbaren Grenzen zu beschränken, wird eine der Konsequenzen der Frauenbewegung sein. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen; aber gegen den zu frühen Tod des Weibes sind viele Krütlein gewachsen. Das kräftigste heißt: bedingungslose Emanzipation der Frau und damit die Erlösung vom dem brutalen Aberglauben, daß ihr Daseinsrecht nur auf dem Geschlecht beruhe. Gebt der Frau einen reicheren Lebensinhalt, einen Beruf, praktische oder geistige Interessen, die über die engere Familie hinausragen, die sie, wenn sie alt wird, in die große Menschheitsfamilie einreihen, sie durch die Gemeinsamkeit solcher Interessen mit dem allgemeinen sozialen Leben verbinden. Stellt sie auf sich selbst, statt immer nur auf Andere. Sind die Anderen von ihr gegangen: sie bleibt immer übrig; und ist sich nicht „übrig.“

Andauerndes Schaffen, sei es mit Hand oder Kopf, wird, wie das Oel die Maschine, ihre Nerven- und Gehirnräfte elastisch erhalten und ihr eine geistige Sanglebigkeit verbürgen weit über die Jahre hinaus, die bisher für sie den Abschied vom Leben bedeuteten. Unthätigkeit ist der Schlaftrunk, den man Dir, alte Frau, reicht. Trink ihn nicht! Sei Etwas! Schaffen ist Freude. Und Freude ist fast Jugend.

Hedwig Dohm.



Nur ein Lieutenant.

. . . Der Vorgesetzte soll nicht nur durch Befehl auf die ihm Untergebenen wirken, sondern auch durch sein Beispiel in Pflichterfüllung und Ausdauer bei Anstrengung und Entbehrung.
Vorschrist der Bengalischen Armee.

Bobby Wick mußte sein Examen in Sandhurst machen. Er war ein Gentleman schon, ehe er im Militärwochenblatt stand; und als die Kaiserin verstandete, daß der Herr Kadet Robert Hans Wick bei dem Tail-Twister-Regiment in Arab-Bolhar als Unterlieutenant angestellt sei, war er Offizier und Gentleman zugleich, — sicher also sehr demüthendwerth. In der ganzen Familie Wick war große Freude. Mama Wick und alle kleinen Wicks fielen vor Bobby auf die Knie und kreuzten dem Helden Weihrauch.

Papa Wick war einst oberster Verwaltungsbeamter im Distrikt der Ghota-Buldana-Division gewesen; durch viele zweckmäßige Einrichtungen hatte er für das Wohl des Landes und seiner drei Millionen Einwohner gesorgt und sein Bestes gethan, um überall da ywei Grasshälmchen wachsen zu lassen, wo früher nur eins stand. Davon wußte in dem kleinen englischen Städtchen freilich kein Mensch Etwas; er war eben nur der „alte Mr. Wick“ und Niemand dachte daran, daß er nebenbei auch Inhaber eines indischen Ordenssterns war. Er klopfte Bobby auf die Schulter und sagte: „Das hast Du gut gemacht, mein Sohn!“

Da die Uniform schon vorher bestellt war, so folgten jetzt Tage der reinsten Freude, denn Bobby nahm in den von Damen überstutheten Tennispartien und Theeschlachten des Städtchens seinen vertriebenen Rang als wirklicher „Herr“ ein; und ich darf wohl sagen: hätte sein Equipirungs-Urlaub noch länger gedauert, denn hätte er sich in mehrere junge Mädchen zugleich verliebt. Kleine Landstädtchen sind immer voll von niedlichen Mädchen und die jungen Leute fahren gern aufs Land, um dort ihr Lebensglück zu suchen.

„In Indien“, sagte Papa Wick, „ist noch Etwas zu holen. Ich war dreißig Jahre lang dräben und würde, weiß Gott, ganz gern noch einmal wieder hingehen. Wenn Du zu den Tail-Twisters kommst, bist Du wie zu Hause, denn den alten Wick von Ghota-Buldana hat noch Keiner vergessen und deshalb werden wohl alle Leute freundlich zu Dir sein. Die Mutter kann Dir noch mehr darüber erzählen als ich; aber Eins vergiß nicht: Halte fest am Regiment, Bobby, — bleib beim Regiment! Du wirst noch kennen lernen, wie sich Alle nach dem Generalsstab drängen, wo sie Gott weiß welchen Dienst erlernen, nur keinen Frontdienst. Dich wird es vielleicht auch reizen, den Anderen zu folgen. Aber so lange es nach Deinem eigenen Willen geht — und ich habe ihn Dir ja jetzt klar gemacht —: bleib in der Front, nur in der Front und immer in der Front. Sieh Dich vor und laß Dich nicht auf Querschreiben mit anderen dummen Jungen ein und komme mir nicht eines schönen Tages mit der Meldung, Du habest Dich in eine Frau verliebt, die zwanzig Jahre älter ist als Du. So. Das ist Alles.“

Mit diesen Rathschlägen und mehreren anderen von gleicher Wichtigkeit stärkte Papa Wick seinen Bobby, bis schließlich die letzte, schreckliche Nacht in Portsmouth kam, wo die Offiziersquartiere viel mehr Bewohner hatten, als nach den Bestimmungen

erlaubt war, und wo die Schiffsleute sich vor der Masse von Transportmannschaften gar nicht retten konnten; es war ein wildes und lautes Hin und Her vom West-Thor bis zu den Gassen von Longport; das Weibervolk von Fraton kam zum Ueberfluß auch noch dazu, um den Offizieren der Königin das Gesicht zu zertraben.

Bobby Wick kam auch nicht ohne eine gehörige Schmarre auf seiner Sommerprossigen Nase davon und mußte nun seine schon im Voraus seckranke Mannschaft ins Schiff manöviriren, wobei er als Zugabe fünfzig höhnende Frauenzimmer um sich versammelt sah; Zeit zum Heimweh hatte er dabei nicht, bis die „Malabar“ die Mitte des Kanals erreicht hatte, und auch dann noch bestanden seine Regungen darin, ein Wischen die Posten zu revidiren und einen Anfall von Seckrantheit zu ertragen.

Die Tail-Twisters waren ein ganz besonderes Regiment. Wer sie nur vom Weitem kannte, sagte, daß mit ihnen nicht gut Kirichen essen sei. Ihre inneren Verhältnisse beruhten zum größten Theil auf Kunstwirthschaft. Vor etwa sieben Jahren hatte der damalige Oberst einmal in vierzehn furchtlose Augen von sieben strammen Lieutenants geblickt, die gerade wie die Kirchenlichter dastanden und sämmtlich in den Generalsstab wollten. Da hatte er ihnen aber geantwortet, er sei ein Oberst von der Truppe und wolle in des Dreiteufels Namen keine verfluchte Kinderkuhe von zweimal verfluchten Milchflaschenlutschern kommandiren, die doch nur Bleisoldaten-Sporen trügen. Er war ein rauher Mann. Deshalb griffen die Abgeblühten zur List und nahmen den Spott der öffentlichen Meinung zu ihrem Werkzeug gegen den Obersten; sie setzten das Gerücht in Umlauf, junge Leute, die das Tail-Twister-Regiment als Sprungbrett zum Generalsstab benutzen wollten, hätten manche harte Prüfung zu erdulden. Und dabei hat doch ein Regiment eben so viel Recht auf Wahrung seiner Geheimnisse wie eine Frau.

Als Bobby von Deolali aus bei den Tail-Twisters angekommen war und sich nothdürftig eingerichtet hatte, wurde ihm zunächst, höflich, aber bestimmt, klar gemacht, daß fortan das Regiment sein Vater, seine Mutter und sein unblöthlich angetrautes Eheweib sei und daß es kein schwereres Unrecht unter dem weiten Himmelszelt gebe als das: dem Regiment Schande zu bereiten; dem Regiment, das besser als alle anderen schieße und strammer exerceire, das flottesste, tapferste, berühmteste und überhaupt in jeder Beziehung das beste Regiment in allen vier Himmelsrichtungen des Kompasses sei. Sämmtliche Karitäten des Kasinos wurden ihm erklärt, von den großen, grinsenden goldenen Wöden aus dem Sommerpalast von Peking bis zu der mit Silber verzierten Schnupstabsdose aus Horn, einem Geschenk des letzten Kommandeurs, des selben, der mit den sieben Lieutenants die Aussprache hatte. Und jede der Geschichten erzählte ihm von Kämpfen ohne Furcht und fremde Hilfe, von Freundschaft zu Katholiken und Arabern, tief wie die See und fest wie der Tritt der Reservecompagnie, von Auszeichnungen, um die hart gerungen werden mußte, und von dem völligen Aufgehen im Regiment, das von jedem Einzelnen das Leben fordern kann und das ewig leben möge, — Hurraa!

Er kam manchmal auch in dienstliche Verführung mit der Regimentsfahne, die auf ihrer abgelaunten Stange aussah wie das Futtfutter eines Maurers. Bobby kniete nicht vor ihr nieder und betete sie auch nicht an, weil englische Lieutenants dazu keine Anlage haben. Wenn sie ihn auch mit Ehrfurcht und anderen edlen Empfindungen erfüllte, schimpfte er innerlich doch über ihr Gewicht.

Das Schönste war aber doch, wenn die Tail-Twisters an einem frischen

Novembermorgen zu einer Uebung ausrückten. Ohne die Abkommandirten und Kranken war das Regiment 1080 Mann stark; und Bobby war Einer davon. Denn jetzt gehörte er doch als Lieutenant der Front an, nur der Front und immer der Front, wie das Stampfen von zweitausendeinhundertundsechzig festen, kriegsbrauchbaren Stiefeln bezugte. Er würde nicht mit Deighton von der reitenden Batterie getauscht haben, der doch nur immer mit Hül! und Gott! in einem Haufen Staub herumquirlte; auch nicht mit Hogan-Jale von den Weißen Husaren, der seine Schwadron selbst auf Kosten einiger Hufeisen gegen Alles führte, was sich nur einigermaßen lohnte; auch nicht mit Tia Volkau, der nur seinen abschrecklich blauen und goldenen Turban zeigen wollte, wenn die Bengalischn Reiter auf ihren Wespen hinter den trägen Waleks der Weißen Husaren herfesten.

Das Gefecht zog sich fast den ganzen kalten und klaren Tag über hin und Bobby fühlte eine kleine Gänsehaut den Rücken herunterlaufen, wenn er das Krachen der Salven und das Tinkel-Tinkel-Tinkel der leeren Patronenhülsen hörte, die aus dem Schloß sprangen; denn er wußte, daß er dieses Geräusch eines Tages im Ernst hören würde. Zum Schluß kam ein glorreicher Angriff quer über den Platz, — die Batterien knallten zur größten Noth der weißen Husaren auf die Kavallerie und die Tail-Twisters jagten ein Sikh Regiment vor sich her, bis die langen, dünnen Singhs vor Ermüdung umfielen. Bobby war schon lange vor der Mittagszeit hungrig und durstig geworden; aber die Schlacht hatte ihn doch begeistert.

Nach der Rückkehr hieß es wieder zu Häfen seines Gebiets — des Herrn Compagniechefs — sitzen und dem dunkelsten aller dunklen Geheimnisse lauschen: der Kunst, die Leute zu behandeln.

„Wenn Sie dafür nicht das richtige Gefühl haben“, rief Kewer zwischen den Wolken seiner Pfeife hervor, „werden Sie auch nichts erreichen. Denn über Eins müssen Sie sich klar werden, Bobby; wenn auch der Drill beinahe Alles ausmacht: bis zur Hälfte, an einem Ende rein, am anderen Ende wieder raus, folgt ein Regiment doch nur einem Manne, der die einzelnen Kerls von der richtigen Seite anzufassen versteht, je nachdem es Hundekerls, Schafskerls oder Schweinekерls sind.

„Na, Dormer, zum Beispiel, gehöret doch zu den Schafskerls“, meinte Bobby; „er stiert immer wie eine franke Gule.“

„Da irren Sie, mein Sohn; Dormer ist kein eigentlicher Schafskopf, aber ein gräßlich schmieriger Soldat und vor jeder Lumpenparade reißt der Stubenälteste Dormers Strümpfe zum öffentlichen Gaudium herum. Dormer, zu drei Vierteln Thier, verfrachtet sich dann in eine Ecke und brult.“

„Woher wissen Sie das Alles?“ fragte Bobby bewundernd.

„Ein Compagniechef muß sich um solche Sachen kümmern; wenn er's nicht thut, kassirt Nord und Tottschlag vor seiner Nase, ohne daß er es weiß. Dormer wird ja gehänselt, aber er fühlt es durch sein dickes Fell nicht hindurch; er hat sich ganz aufs Trinken gelegt. Bobby, wenn Einer so weit ist, daß er nur noch an das Trinken denkt und sich dadurch selbst abstumpft, dann ist es Zeit zum Eingreifen, um ihn anzukuriren.“

„Aber wie soll man denn eingreifen? Man kann doch nicht fortwährend den Leuten auf dem Fell sitzen.“

„Rein; die Leute würden Ihnen auch riesig schnell begreiflich machen, wie wenig sie so was lieben.“

Der Fähnen-Sergeant trat mit einigen Schriftstücken ein. Während Nevree die Sachen durchlas, hatte Bobby Zeit, nachzudenken.

Dann fragte er, mit dem Gesicht eines Menschen, der eine unterbrochene Unterhaltung fortsetzen möchte, den Sergeanten: „Ist Dormer ein schlechter Kerl?“

„Nein, Herr Lieutenant; er thut stets seinen Dienst,“ antwortete der Sergeant; und da er gern viel redete, fuhr er fort: „Ein schmutziger Kerl ist er und für neue Sachen von der Kammer der reine Verderb. Er ist ganz voll Schuppen.“

„Schuppen? Was für Schuppen?“

„Fischschuppen, Herr Lieutenant; er watschelt immer im Morast am Fluß herum und schabt den Fischen, die er fängt, die Schuppen mit dem Daumnagel ab.“ Nevree war immer noch bei den Compagnie-Papieren und der Sergeant, der sich gern mit Bobby unterhielt, fuhr fort: „Für gewöhnlich geht er zum Angeln, wenn er sich Einen gekauft hat, und es heißt, je betrunken er ist, um so mehr Fische fängt er. In der Compagnie nennen sie ihn den Drecksfischer.“

Nevree unterschrieb das letzte Blatt und der Sergeant ging.

„Ist Das ein schmutziges Vergnügen!“ meinte Bobby bei sich selbst; und dann sagte er laut zu Nevree: „Haben Sie wirklich so viel Plage mit Dormer?“

„Es geht. Sehen Sie mal, er ist nie so krank, daß er ins Lazareth geschickt werden könnte, und nie so betrunken, daß er von selbst hinkäuft. Meist ist er mürrisch und brütet vor sich hin. Er ist immer mißtrauisch, wenn man sich mit ihm abgiebt; ich habe ihn nur einmal mit zum Schießen herausgenommen, er hat aber nichts getroffen; nur mich hat er angeschossen.“

„Ich werde fischen gehen,“ sagte Bobby; „ich miethe mir ein Boot und fahre den Fluß herunter, von Donnerstag bis Sonntag, und der liebenwürdige Dormer kommt mit, — wenn Sie uns Beide beurlauben wollen?“

„Was doch diese jungen Leute für komische Einfälle haben,“ sagte Nevree; aber sein Herz war eigentlich voll freundlicher Anerkennung.

Donnerstag früh fuhr Bobby als Kapitän einer Dhoni mit dem Gemeinen Dormer als Matrosen flussabwärts. Der Gemeine vorn am Bug, der Herr Lieutenant am Steuer. Dormer stierte etwas ängstlich auf den Vorgesetzten, der wiederum der Zurückhaltung des Gemeinen die gebührende Achtung zollte.

Nach sechs Stunden ging Dormer auf den Steuersitz zu und stand stramm: „Verzeihen Herr Lieutenant; waren Herr Lieutenant schon mal am Durham-Kanal?“

„Nein,“ sagte Bobby Wid; „kommen Sie mal her; hier haben Sie was zu knabbern.“ Sie aßen schweigend. Als es Abend wurde, fing der Gemeine wieder an; vor sich hin sprach er: „Ja, am Durham-Kanal wars, gerade so eine Nacht; nächste Woche werden es zwölf Monate.“ Er steckte sich seine Pfeife an und sagte bis zur Schlafenszeit nichts mehr.

Als die Morgendämmerung wieder aufleuchtete, verzauberte sie das Grau der Uferstriche in Purpur, Gold und Opal; und selbst die rumplige Dhoni, die mitten in den Herrlichkeiten herumschaukelte, konnte den Zauber nicht fällen.

Der Gemeine Dormer steckte den Kopf aus der Schlafdecke und sah sich die Pracht ringsum an. „Dom—ner—wet—ter!“ sagte er in ehrfurchtvollem Flüßerton.

Für den Rest des Tages war er stumm, aber um so eifriger bei dem schmutzigen Handwerk des Fische Ausnehmens.

Das Boot kehrte Sonnabend in der Dunkelheit zurück. Von Mittag ab

quälte sich Dormer mit Etwas, das er sagen wollte. Aber erst, als sie die Angeln und den Fang aus dem Boot geholt hatten, fand er Worte.

„Verzeihen Herr Lieutenant“, sagte er: „könnte ich Herrn Lieutenant nicht mal zum Dank die Hand geben?“

„Warum denn nicht?“ sagte Bobby und schüttelte ihm die Rechte. Dormer ging nach den Baracken zurück, Bobby in die Messe.

„Er braucht nur etwas Ruhe und Fische, denke ich“, sagte Bobby; „aber ein gräßlich schmieriger Keel ist er doch. Haben Sie ihn schon einmal die Fische mit dem Daumnagel abschaben sehen?“

„Weiß der Henker“, sagte Kevere drei Wochen später: „Dormer thut jetzt sein Bestes, um seine Sachen rein zu halten.“

Als der Frühling zu Ende war, theilte sich Bobby auch an der allgemeinen Jagd nach Gebirgsurlaub; und zu seinem Erstaunen und Entzücken bekam er drei Monate.

„So einen Jungen kann man gebrauchen“, sagte sein Compagniechef von ihm.

„Der Beste von der ganzen Reihe“, sagte der Adjutant zum Obersten.

„Vorlieb, dieser junge Tagedieb, sollte zurückbleiben und Kevere müßte ihn einmal ordentlich hochnehmen.“

Bobby reiste fröhlich nach Simla Pahar und nahm einen großen Koffer voll neuer Kleider mit.

„Der Sohn von Wick, — vom alten Wick von Chota-Buldona? Frauchen, dann mußt Du ihn mal zu Tisch einladen“, sagten die alten Herren.

„Ein netter Junge“, sagten die Mütter und die Töchter.

„Erstklassig, dieses Simla, ganz reizend“, sagte Bobby Wick und bestellte sich schnell ein neues Paar Hosen.

„Hier geht es schlecht“, schrieb Kevere nach zwei Monaten an Bobby. „Seit Sie auf Urlaub sind, haben wir das Fieber bekommen und das Regiment ist reinweg durchseucht davon. Zweihundert Kerle im Lazareth, über hundert in den Zelten. Alles trinkt, um kein Fieber zu kriegen. Zum Ergreifen kommen die Compagnien zu fünfzehn Rotten. Ich kann kaum mehr für alle meine Kranken in den Aufenbdefern sorgen. Am Liebsten möchte ich mich selbst aufhängen. Was ist denn an dem Gerücht, daß Sie einer Miß Haverley den Hof machen? Hoffentlich nicht Ernst. Sie sind ja viel zu jung, um sich so schwere Ketten anzulegen, und der Oberst würde Sie schleunigst von dort zurückholen, wenn Sie es versuchen wollten.“

Nicht der Oberst, sondern ein viel höher zu respektirender Kommandant brachte Bobby von Simla zurück. Die Krankheit hatte in den Aufenbdefern um sich gegriffen, das Bazarfest mußte aufgeschoben werden; und dann kam die Nachricht, daß die Tail-Twisters ins Lager gehen müßten. Befehle schwirrten nach den Gebirgsstationen: „Cholera!“ „Urlaub aufgehoben!“ „Offiziere zurückkehren!“ Ach, die Glacehandschuhe in dem niedlich gestickten Kästchen, die Spazirritte, die Wälle und die Picnicks, die noch alle auf dem Programm standen, die halb erklärte Liebe und die ganz unbezahlten Rechnungen! Ohne Murren und ohne Fragen, schnell wie die Tonga-Post fuhr oder ein Pony galoppirte, eilten die Offiziere zu ihren Regimentern und Batterien zurück, als ob es zur Hochzeit ginge.

Bobby erhielt den Befehl, als er gerade von einem Ball in der Villa des Vicetrögnis zurückkehrte, wo er . . . Doch nur das Haverley-Mädchen weiß, was Bobby

gefragt und um wie viele Walzer er für den nächsten Ball gebeten hatte. Der nächste Morgen sah unseren Bobby schon, trotz strömendem Regen, bei der Longa-Post, die wirbelnde Melodie des letzten Walzers noch im Ohr und im Sinn die Schmerzen lindernde Pflicht, nicht weinen und nicht walzen zu dürfen.

„Alter Junge“, rief Deighton von der reitenden Batterie durch die Dämmerung, „fahren Sie auch mit dieser Post? Dann fahren wir ja zusammen. Oh weh! Ich glaube, ich habe anderthalb Köpfe! Die Sitzung hat die ganze Nacht über gedauert. Es wurde mir erzählt, mit meiner Batterie sehe es äußerst schlecht. Steigen Sie ein, Bobby! Vorwärts, Kutscher!“

Bei der Umballa-Station warteten Offiziere, die sich über die letzten Nachrichten von der betroffenen Garnison unterhielten, und Bobby esjahr hier den wirklichen Zustand seiner Tail-Twisters.

„Sie sind ins Lager gegangen“, sagte ein alter Major, der von den Whistischen in Russoorie zu einem kranken Eingeborenen-Regiment gerufen war; „sie sind ins Lager mit 210 Kranken auf Wagen gegangen; 210 Fieberfälle allein. Sie sehen aus wie die Geister mit hohlen Augen. Die schlanken Kerls eines Madras-Regimentes hätten durch sie hindurch marschiren können.“

„Aber sie waren doch Alle noch so munter und lebendig, als ich wegging!“

„Besser wärd, sie wären munter und lebendig, wenn Sie wiederkommen“, sagte der Major grob.

Bobby preßte die Stirn gegen die vollgeregnete Fensterscheibe, als der Wagen anfuhr, und betete für die Gesundheit der Tail-Twisters. Auch die Kaini-Tal-Station hatte in aller Eile ihr Uelauerkontingent zu Thal geschickt; die schaumbedeckten Ponies von Dalhouse-Road trappelten mit ihren letzten Kräften nach Pathantot hinein, während vom nebeligen Darjiling die Kalkutta-Post die letzten Nachzügler der kleinen Armee aufwirbelte. Sie sollte nun einen Strauß ausfedten, bei dem weder Medaillen noch Ehren zu holen waren, gegen einen stummen Feind: die schreckliche Krankheit.

In der Garnison war jedes Regiment und jede Batterie auf der Flucht, denn Seuche ist ein schlimmer Geselle, und Jeder kümmerte sich nur um sich, so daß Bobby seinen Weg allein gehen mußte.

Er kämpfte sich durch den Regen zu der provisorischen Messe der Tail-Twisters; und Revere wäre vor Freude, das liebe Gesicht mit den Sommersprossen wiederzusehen, dem Zungen beinahe um den Hals gefallen.

„Sie müssen die Leute wieder aufmuntern“, sagte Revere; „die Armen haben sich nach den ersten beiden Fällen in ihrer Dummheit aufs Trinken gelegt. Das ist ihnen nicht auszureden. Gut, daß wir Sie wiederhaben, Bobby. Mit Portis ist nicht viel anzufangen.“

Deighton kam vom Artillerielager herüber und machte ein trauriges Mittagsmahl in der Messe mit; zur allgemeinen Niedergeschlagenheit steuerte er dadurch bei, daß er fast über den traurigen Zustand seiner geliebten Batterie weinte. Portis leistete sich die Erklärung, die Offiziere könnten dabei doch nichts ausrichten und es sei das Vernünftigste, das ganze Regiment ins Lazareth zu schicken und die Doktoren nach den Leuten sehen zu lassen. Portis starb fast vor Angst und sein Geisteszustand wurde auch nicht besser, als Revere ganz kalt sagte: „Wissen Sie, wenn Sie so denken, dann ist es besser, Sie gehen möglichst bald fort. Jrgend

eine Schule könnte uns fünfzig gute Leute für Sie schicken; aber es fordert Zeit, Geld und einen gewissen Aufwand von Arbeit, ein Regiment auszubilden. Wir sind wohl nur Ihre Wege ins Lager gegangen?"

Trotzdem blieb Porckiß von seiner Furcht weiter befeffen; und der strömende Regen konnte sie auch nicht verringern. Zwei Tage später ging er von dieser Welt in eine andere über, wo nach Menschenhossen auf die Schwächen des Fleisches Rücksicht genommen wird.

Mährisch blühte der Feldwebel des Regiments durch das Sergeanten-Weh-
zelt, als die Nachricht kam.

„Da geht der schlechteste von ihnen,“ sagte er; „nun holt es noch den besten: dann ist's aus mit der Krankheit.“

Die Sergeanten schwiegen; dann sagte einer: „Nein, Er darf's nicht sein“; und Alle wußten, von Travis mit „dem besten“ gemeint hatte.

Bobby lief durch die Zelte seiner Compagnie, tröstete und schalt (jedoch nur in den Grenzen der Vorschrift) und munterte die Jaghaften auf; seine Stimme war wie das Sonnenlicht, das manchmal, allerding's nur verdüstert, durch den Regen strahlte, wenn er sie hat, guten Muth's zu sein: ihre Leiden würden nun bald enden. Auf seinem dunklen Pony zirkelte er rings um das Außengatter des Lagers, um die Leute aufzuhalten, die mit dem angeborenen Unverstand des britischen Soldaten immer gerade in die verseuchten Bäche spazierten oder sich aus den überschwemmten Morästen satt trinken wollten; die Geängsteten rütelte er mit energischen Worten auf und mehr als einmal saß er bei einem Sterbenden, der ohne Freund war und keinen Landsmann hatte; er organisirte mit der Hilfe von Kaffern-Banjos und angebrannten Korken einen Regier-Sing-Sang, wobei die Talente des Regiments sich zeigen konnten und gewöhnlich die neuen Gassenhauer verzapft wurden.

„Sie sind so viel werth wie ein halbes Duzend von uns, Bobby“, sagte sein Chef, als ihm einmal seine anerkennende Freude überlief; „wie, zum Teufel, machen Sie Das eigentlich?“

Bobby antwortete nicht; aber wenn Kevere in die Brusttasche seines Lieutenants gesehen hätte, würde er dort ein Päckchen undeutlich gekritzelter Briefe gefunden haben, die ihm von der Macht des jugendlichen Herzens erzählt hätten. Bobby bekam jeden zweiten Tag einen Brief; die Rechtschreibung war zwar nicht ohne Tadel, der Inhalt aber muß wohl immer recht zufriedenstellend gewesen sein, denn Bobbys Augen leuchteten über jedem Brief und er verfiel, wenn einer kam, immer für eine Weile in ein süßes Träumen. Dann schüttelte er seine gestupften Locken und machte sich von Neuem an die Arbeit.

Woher er die Macht nahm, mit der er die Herzen der rauchesten Krieger — und die Tail-Twister's hatten wirklich recht ungeschliffene Diamanten in ihren Reihen — beherrschen konnte, war sowohl für seinen Hauptmann als auch für den Herrn Obersten ein Räthsel. Der Regimentspfarrer sagte ihnen nur, daß in den Lazareth-Zelten sehr viel häufiger nach Bobby gefragt werde als nach Sr. Ehrwürden Herrn John Emmerg.

„Die Leute schreien Sie gern zu haben. Sind Sie viel bei den Kranken?“ fragte der Oberst, der seinen täglichen Rundgang machte und dabei in einem grim-migen Ton, der aber seine innere Betrübniß nicht ganz verbergen konnte, die Leute anschnauzte: sie sollten sich gut gehen lassen.

„Ich gehe nur manchmal zu den Kranken“, sagte Bobby.

„Würde an Ihrer Stelle nicht zu oft dahin gehen. Soll ja nicht ansteckend sein; aber es hat keinen Zweck, sich unnütz einer Gefahr auszusetzen. Und was sollen wir machen, wenn Sie sich legen? Verstanden?“

Sechs Tage später wartete der Postbeamte nur unter den äußersten Schwierigkeiten mit den Postfäcken nach dem Lager hinaus, denn der Regen fiel in Strömen. Bobby bekam einen Brief und nahm ihn mit in sein Zelt; und da das Programm für den Sing-Sang der nächsten Woche schon ziemlich fertig war, machte er sich dran, zu antworten. Eine ganze Stunde lang krügelte die Feder ungeschickt über das Papier, und wenn einmal seine innersten Gefühle über Normal-Kull flogen, steckte Bobby die Zungenspitze heraus und stöhnte heftig. Er war an das Brieffschreiben nicht recht gewöhnt.

„Verzeihen Sie, Herr Lieutenant“, sagte eine Stimme am Zeltausgang: „Dem Dormer gehts sehr schlecht und die Doktors haben ihn aufgegeben.“

„Laß mich mit Deinem Dormer zufrieden“, schalt Bobby, fuhr aber mit dem Köchblatt über den halb vollendeten Brief. „Sag' ihm, ich würde morgen kommen.“

„Herr Lieutenant, es geht ihm aber wirklich fürchtbar schlecht“, sagte eine jügernde Stimme, während ein Paar schwerer Stiefel unentschieden hin- und hertrampelte.

„Na ja, — und?“ fragte Bobby ungeduldig.

„Herr Lieutenant nehmen es hoffentlich nicht übel: aber er sagt, es würde besser, wenn der Herr Lieutenant mal zu ihm kämen.“

„Na, dann kommen Sie mal erst aus dem Regen heraus und warten Sie hier drin, bis ich fertig bin. Was Ihr Einem für Scherereien macht! Hier ist Brandy, trinken Sie; Sie können's brauchen. So, nun fassen Sie hier an den Streighügel, und wenn der Pony zu schnell geht, dann fassen Sie.“

Gestärkt durch einen Bier-Finger-Nipp, den sie ohne Augenzwinkern bewältigt hatte, konnte die Ordnungszug mit dem glitschenden, von Schmutz bedeckten und äußerst verärgerten Pony Schritt halten, der sich zum Lazarethzelt schleppte.

Dem Gemeinen Dormer ging es wirklich „fürchtbar schlecht“. Er war dicht vor dem Zusammenbruch der Lebenskräfte und kein Landsmann war da, der sich um ihn kümmerte.

„Aber Dormer, was machen Sie denn?“ sagte Bobby und druckte sich über den Mann. „Geben Sie gar nicht mehr fischen? Ich dachte, wir wollten noch öfters zusammen angeln.“

Dormer bewegte die blauen Lippen und flüsterte wie ein Geist: „Ich bitte Herrn Lieutenant um Verzeihung, wenn ich Sie jetzt störe, aber könnte ich Herrn Lieutenant nicht einmal die Hand geben?“

Bobby setzte sich neben das Bett. Eine eiskalte Hand legte sich wie ein Schraubstock in die seine und drückte dabei am kleinen Finger einen Damenring tief in das Fleisch. Bobby biß sich auf die Lippen und wartete, während das Wasser von seiner durchregneten Kleidung heruntertropfte. Eine Stunde verrann, aber der Druck der Hand ließ nicht nach und der Ausdruck in dem verzerrten Gesicht des Kranken änderte sich nicht. Bobby steckte sich einen Leuchter mit der linken Hand an, da der rechte Arm bis zum Ellenbogen abgestorben war, und bereitete sich auf eine schmerzvolle Nacht vor.

Die Morgenämmerung zeigte das sehr weiße Gesicht eines Lieutenants, der

am Bette eines kranken Soldaten saß, und einen Doktor, der in der Thür stehen geblieben war und dessen Ausdruck eigentlich nicht veröffentlicht werden dürften.

„Sind Sie die ganze Nacht hiergeblieben, Sie junger Esel?“ fragte er.

„Hier oder hier so herum“, antwortete Bobby lässlich, „er ist an mich angefroren.“

Dormers Mund schloß sich mit einem Ruck; er drehte den Kopf und blickte sich um. Die Hand öffnete sich und Bobbys Arm fiel schlaff an die Seite.

„Er wird wieder werden“, sagte der Doktor ruhig, „die Nacht hat ihn noch einmal hoch gebracht. Zu dem Fall kann man Ihnen gratulieren.“

„Aber ich bitte Sie!“ sagte Bobby. „Ich dachte, mit dem Mann wäre es schon lange vorbei; ich wollte nur nicht meine Hand fortnehmen. Können Sie mir nicht mal den Arm etwas einreiben? Was der Kerl für einen Griff hat. Ich friere bis ins Mark hinein!“ und frohlockend ging er aus dem Zelt.

Der Gemeine Dormer durfte seine Rettung vom Tode mit Branntwein feiern. Vier Tage später saß er neben seinem Bett und sagte mitleidig zu den anderen Patienten: „Ihr solltet auch zu ihm schiden; ich würde es wenigstens thun.“

Aber Bobby las gerade wieder einen Brief — er hatte die regelmässigste Korrespondenz im ganzen Lager — und wollte eben antworten, die Krankheit habe nachgelassen und werde in einer Woche wohl ganz verschwunden sein. Er wollte nicht sagen, daß die Kälte aus eines kranken Mannes Hand ihm durch die Glieder bis ans Herz gedrungen sei, von dessen Blähhiße er so oft gesprochen hatte. Er beabsichtigte, das illustrierte Programm des nächsten Sing-Sangs mitzuschicken, auf das er nicht wenig stolz war. Er wollte auch noch viele andere Dinge schreiben, die uns nichts angehen; und sicher hätte ers auch gethan, wenn nicht das abscheuliche Kopfweh und Fieber gewesen wäre, das ihn mitterlich machte.

„Sie überanstrengen sich“, sagte der Hauptmann; „überlassen Sie uns jetzt nur den leichten Rest, der noch zu thun ist. Sie treiben es ja, als ob Sie die ganze Messe, zu einer Person zusammengewickelt, wären. Sie müssen es sich nicht so schwer machen.“

„Ja, ja“, sagte Bobby, „ich werde mich jetzt etwas schonen“. Reveré blickte ihn ängstlich an und sagte nichts.

In der Nacht kuschelten Paternen durch das Lager und eine merkwürdige Unruhe trieb die Leute aus den Betten. Rucke Hähle von Wahrenträgern hörte man patschen und gar ein Pferd galoppieren.

„Was giebt's?“ fragte es aus zwanzig Betten; und durch zwanzig Zelte lief die Antwort: „Bobby Wid liegt krank.“

Auch Reveré erhielt die Nachricht und seufzte. „Daß es gerade Bobby treffen muß! Der Feldwebel hat schon Recht gehabt.“

„Nun halte ich doch nicht bis zu Ende aus“, jammerte Bobby, als er von der Pöhr gehoben wurde; „nun halte ich doch nicht bis zu Ende aus!“ Dann, mit dem Ausdruck innerster Ueberzeugung: „Ich kann aber wirklich keinen Dankschreiben thun.“

„Sollen Sie vorläufig auch gar nicht“, sagte der Oberarzt, der schleunigst aus der Messe herüber gekommen war.

Er und der Regiments-Chirurg kämpften zusammen um das Leben von Bobby Wid. Ihre Anordnungen wurden von einer struppigen Gestalt in einem blau-roth gestreiften Lazarethmantel gestört; der Mann starrte mit ängstlich aufgerissenen Augen auf das Bett und schrie: „Mein Gott, laß ihn nicht sterben!“ Bis eine Lazareth-Leibmannz ihn bei Seite schob.

Wenn Menschenjorgen und Menschenwünsche irgend Etwas vermocht hätten, wäre Bobby gesund geworden. Er kämpfte drei lange Tage hindurch, bis des Oberarztes Stirn sich glättete. „Jetzt wird er wieder gesund“, sagte er; und der Chirurg wurde, obwohl er sich mit seinem Vorgesetzten gezannt hatte, frohen Muthes, ging noch diesen Worten hinaus und folzte freudig durch den Schmutz.

„Ich hätte doch so gern bis zu Ende durchgehalten“, wisperte der artige Bobby Dick am Ende des dritten Tages.

„Bravo!“ sagte der Oberarzt; „so müssen Sie das Ding ansehen.“ Aber als der Abend kam, legte sich ein grauer Schatten um Bobby's Lippen und er drehte den Kopf müde nach der Zeltwand. Der Oberarzt runzelte die Stirn.

„Ich bin schrecklich müde“, sagte Bobby sehr schwach; „warum quälen Sie mich mit der Medizin? Ich kann sie doch nicht mehr gebrauchen. Lassen Sie mich allein.“ Der Wunsch, zu leben, war plötzlich verschwunden. Bobby war zufrieden, in die ruhigen Gefilde des Todes zu reisen.

„Das ist nicht gut“, sagte der Oberarzt; „er will nicht mehr leben, er kommt dem Tode entgegen, — armer Junge!“

In einer Entfernung von fünf Minuten spielte die Regimentskapelle die Ouverture des Sing-Sang; denn den Leuten hatte der Chirurg gesagt, Bobby sei außer G-fahr. Das Brummen des Basses und das Klagen der Hörner erreichte Bobby's Ohr. Sie spielten einen Walzer. Der Ausdruck hoffnungslosem Wohlgefühl zeigte sich auf Bobby's Gesicht. Er versuchte, den Kopf zu schütteln.

Der Oberarzt beugte sich über ihn. „Was denn, Bobby?“

„Nicht diesen Walzer! Das war unser letzter, unser allerletzter . . . Mutterchen!“

Mit diesen dem Oberarzt unverständlichen Worten sank er zurück und verfiel in Theilnahmslosigkeit. Am nächsten Morgen war er tot.

Revere ging mit rothen Augen und weißer Nase in Bobby's Zelt und schrieb dort an Papa Dick einen Brief, der dem weißen Haupt des ehemaligen Verwaltungsbeamten von Chota-Bulbana den bittersten Schmerz seines Lebens bringen sollte. Bobby's kleiner Papiervorrath lag auf dem Tisch verstreut, mitten dazwischen ein halb vollendeter Brief, dessen letzter Satz lautete: „Du siehst also, wir brauchen nichts zu fürchten, Liebling, weil wir nichts passiren kann, so lange ich weiß, daß Du Dich um mich sorgst und ich mich um Dich sorge.“

Revere blieb eine Stunde lang in dem Zelt; als er heraustrat, waren seine Augen noch röther als vorher.

. . . Der Gemeine Conklin saß auf einem umgefüllten Eimer, als wieder einmal eine Todesnachricht kam. Er war Melonvalefzent und nicht sehr schlimm krank gewesen.

„Ho!“ sagte er. „Wieder einer von den verfluchten Offizieren tot!“

Sofort flog der Eimer unter ihm fort und er fühlte in seinem Auge Funken wie in einer Schmelze sprühen. Ein großer Kerl in blau-weiß gestreiftem Lazarethmantel stand vor ihm und sah ihn voll tiefer Verachtung an.

„Schämst Du Dich nicht, Conky? Offiziere, verfluchte Offiziere sagst Du? Ich will Dich lehren, Seinesgleichen zu beschimpfen, Du Lämmel, Du verfluchter Lämmel!“

Und die Lazareth-Ordemann war so einverstanden mit der nun folgenden Straffung, daß sie zunächst eine Weile wartete und dann erst, um die Ruhe wieder herzustellen, den Gemeinen Dormer ins Bett zurückschickte.

Anzeigen.

Wilhelm Hauff. Eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdeganges. Mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters. Nebst vier Bildnissen. Frankfurt a. M., Moriz Dierkerweg.

Hauff, als Dichter so weithin bekannt und noch immer geliebt, hat noch keine eingehende Darstellung gefunden, die dem Menschen allseitig würdigte und das Werden des Dichters genüßlich zeigte. Als Landsmann des Dichters und Sohn der Stadt, die Hauff in seinem Hauptwerk so unübertrefflich schildert, habe ich mich berufen gefühlt, ihm eine solche Darstellung zu widmen, die nun zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages erschienen ist. Nicht nur habe ich den Schwaben seinen Schwaben noch näher zu bringen gesucht; es galt mir, den als Satiriker in seinem ersten ernstgemeinten Werk mit einem feine wetteifernden Dichter, dessen Bedeutung mit der Bezeichnung „Jugendchriftsteller“ nicht erschöpft ist und der für E. Th. A. Hoffmanns bedeutendsten Schüler in Deutschland gelten kann, auch außerhalb seiner engeren Heimath den Deutschen aller Stämme menschlich näher zu rücken und zugleich sein Wirken im literarischen Zusammenhang zu zeigen. Ein Hauptverdienst Hauffs bleibt die Propaganda, die er für englische Literatur in Deutschland machte. Ich habe viel neues Material zu des Dichters Leben herbeibringen und verwerten können; ich wollte aber kein eigentlich gelehrtes Buch schreiben, sondern eins, das jeder Hauffverehrer genießen kann. Ich gebe auch die erste Sammlung von Hauffs Briefen und habe sechs- unddreißig Briefe und Brieffragmente zusammengebracht. Reich an Beitrag war ferner des Dichters Nachlaß, den Gustav Schwab aus zeitlichen Rücksichten und aus Unterschätzung der als Documente der Entwicklung des Dichters werthvollen Stücke liegen ließ. Gedichte intimeren Charakters, Varianten zu den in die Werke aufgenommenen, insbesondere aber eine Reihe köstlich humorvoller oder harmlos satirischer Stammbuchblätter habe ich ans Licht gefördert. Das humoristische Studentenepos „Die Senjade“ folgt in charakteristischen Auszügen. Eine werkmüchtige Dichtgattung sind die Zukunftphantasien, in denen der hellseherische Poet wie als Ergänzung seines allzu kurzen Lebenslaufes die Zukunft bis ins Jahr 1902 vorausnimmt und einen merkwürdigen Spürsinn auf dem Gebiet der Politik und Kulturentwicklung bekundet. Den Kritiker und Revisor Hauff zeigen eine Studie über Walter Scotts Romane und eine Reihe von Kunstberichten und Rezensionen. Hauff war übrigens nach Schiller meines Wissens wieder der Erste, der Selbstanzeigen geschrieben hat.

Ulm.

Dr. Hans Hofmann.

Lamarck the Founder of Evolution. His Life and work with translations of his writings on organic evolution. By Alpheus S. Packard, M. D. LL.D. With Portraits and Illustrations pp. XIV—451. Longmans, Green & Co. London and New-York.

In zwanzig Kapiteln giebt mein Freund Dr. Packard einen lehrreichen Ueberblick über Leben und Thätigkeit Lamarcks, unter Benutzung von Dok-

menten, die er in Paris gesammelt hat. Packard meint, die allgemeine Ansicht oscillire noch zwischen Lamarck und Darwin, das Pendel nähere sich aber schon Lamarck. Die Idee der Evolution scheint so alt wie die Kultur zu sein. Unbestreitbar sind ihre modernen Träger Lamarck und Darwin. Ein prinzipieller Unterschied zwischen ihre Theorien dürfte bei näherer Beleuchtung und in letzter Instanz nicht bestehen. Darwins Theorie der natürlichen Auslese oder Zuchtwahl, verbunden mit dem bestehenden Kampf ums Dasein, ist von Lamarck unentdeckt geblieben und Lamarcks Ideen über den Fortgang und modus operandi der organischen Evolution fanden darals (1801) keinen Anlaß. Es scheint vielmehr, daß Lamarck durch Cuvier (1812) und dessen Schüler zu Grabe getragen wurde, um erst durch Darwin (1858) als scheintot wieder ans Licht befördert zu werden. Seitdem beherrschen diese beiden Geister, mit wechselndem Erfolg, die Meinungen der Anhänger der Deszendenztheorie. Darwin selbst erscheint uns als der größte Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts, denn in ruhiger und besonnener Weise hat er uns eine neue Weltanschauung beigebracht. Eine Erklärung der größeren Erfolge Darwins liegt offenbar zum Theil darin, daß seine Auffassung und Lehre auf die Anthropologie im weitesten Sinn belebend gewirkt hat und noch wirkt. Thatsächlich beeinflußt sie schon in nicht geringem Maß unsere soziale Anschauung und sogar unsere Gesetzgebung. Denen, die Lamarck richtig schätzen lernen wollen, sei das Werk Packards empfohlen.

Hildesheim.

H. Radcliffe Grote.

Gedichte von Margarethe Ventler. W. Lillenthal, Berlin.

Der Aufgabe, diesem Buch hier ein Geleitwort zu geben, unterziehe ich mich um so lieber, als aus diesen Gedichten Wahrhaftigkeit, reiches Erleben, tiefempfundene Weisheit, stolzes Menschenbewußtsein und starkes Höringefühl zu uns spricht. Die Gedichte spiegeln die Entwicklung eines kraftvollen und freien Frauencharakters, — vom ersten Mädchenstehen, durch alle Dual und alles Glück einer großen Liebe hindurch zur Mutterchaft. Sie sind hervorgegangen aus dem persönlichen Erleben eines Weibes, das die Fesseln der Konvention abschüttelte, um, der Stimme der Sehnsucht folgend, unerschrocken den eigenen Weg zu gehen. Die sozialen „Bilder aus dem Norden Berlins“ sind Produkte mitempfindenden Beobachtens; und der abschließende Zyklus „Schwestern“ ist der Weckruf zur Selbstbefreiung, den eine moderne Frau ihren ringenden Schwestern zuwirft. Für Margarethe Ventlers Gestaltungsfähigkeit mag eine Probe sprechen:

Das Ende.

Ruh badet sich in Mittagsgluth die Haide
und athmet kaum.
Ich lieg' im Kraut, die Augen fest geschlossen,
am grauen Weidenbaum . . . Es hat ein Traum,
ein weißer Traum sich mir ins Herz ergossen.
Ich träume, träume — träume an der Weide
und seh' ein Licht
so göttlich gut und leuchtend niedererschweben
und seh' ein heimathstilles Angesicht
sich niederbeugen zu dem schlaffen Leben.

Da geht ein Klingen durch die Weltenlande,
ein Heimathslaut.

Das Leben zittert wie im Frühlingsbrausche
und aus dem sehnsuchtkranken Auge thaut
ihm eine Thräne, — und ich lausche, lausche . . .

„Nun sei getrost; ich löse Deine Bande,
die Flügel Dir,
die mächtigen, die ich Dir einst gegeben,
und nehme Dich nun wieder hin zu mir.“
So sprach der Gott zu dem erlösten Leben.

Ein Zittigranschen schlug zur ewigen Sonne;
und unten, tief,
da zog, von grauen Nebeln rings umwoben,
die Erde ihre Bahn; und Alles schlief
auf ihr und schlief und schwieg und war gestorben.

Friedrichshagen.

Erich Mühsam.

Suchende Seelen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

In jeder dieser drei Novellen ist eine „Suchende Seele“ geschildert, die im verwirrenden Chaos dieses Lebens mit bangem Flügelschlag angstvoll das Freie, das Lichte sucht. „Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Noth mich drücken?“ singt ein altes geistliches Lied. Wo führt der Weg aus all der Verdrängung? Führt er zum sonnigen Sieg oder in den Abgrund hinunter? Das Leid, das kleine, armfühlige Menschenleid, ein Nichts im großen Weltschmerz, es kann uns doch überwältigen und zu Boden werfen; wie es mit den armen Seelen der ersten Novelle geschieht, die den Weg zum Licht nicht mehr finden. Oder die Komödie des Lebens, die Burleske stellt uns ein Bein und verführt uns zur lächerlichen Pose, zur verlogenen Rolle, die wir in gutem Glauben spielen, um uns mit tiefer Scham eines Tages bewußt zu werden, wie sehr wir die Wahrheit, das heilige Echte, das in den Dingen ruht, mit unserem eigenen Leib parodieren. Das ist der rasende Hajo, der mit feurigem Krieger Sinn Hälber und Kähe erschlägt, in denen er seine Feinde sieht, und den Schreck und Scham übermannen, als ihm die Götter den Wahnsinn nehmen. Das ist Don Quixote, der traurige Ritter, dessen Helden- und Minnegluth am Grotesken verpufft. Und Das sind im n oberuen Leben wir Alle mindestens einmal gewesen. Das Lächerliche lauert uns auf, es hängt sich an unsere Herzen, es verführt uns zu schmachvollem Selbstbetrug. Bei meinem kleinen Mädchen, das ich in der „Lüge“ zu schildern versuchte, ergiebt sich der Ausweg aus der bedrückenden Pose, in die sich das Kind verstrickt hat, aus seinen gesunden Instinkten und aus dem richtigen Wort zur richtigen Zeit, das die suchende Seele auf den graden Weg führt. Auch der junge Dichter, der in heißer Krisis an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens steht, findet den Weg des Heiles: durch die Tiefe seines Erlebens, die eben das Merkmal des Dichters ist. Suchende Seelen: Das sind wir Alle. Und der große Dichter der Lebensangst, Noetzelinck, hat es uns am

Besten geeignet: da stehen wir vor düsteren Thoren, in seltsamen Gängen, in verzauberten Gärten; und mit blassen, bebenden Fingern tasten wir an den Rättseln...
Wien. Breite Meißel-Heß.

Meine Gesangskunst. Von Lilli Lehmann. Verlag der Zukunft, Berlin.

Ich habe beim Lesen dieses Buches an Lionardo von Vinci denken müssen: wie bei ihm hinter dem immer sieghaften Gestalter, der „des Gottes voll“, nur zu schenken scheint, der tiefster Denker steht, der dem philosophischen und technischen Mechanismus seiner Kunst sein ganzes Leben lang nachgrübelt, so deckt hier die in ihrer Kunst immer wie zu spielendem Sieg schreitende Lilli Lehmann das Geheimniß ihres künstlerischen Gottesgnadenthumes auf, — und es heißt, wie bei Lionardo, Arbeit, Arbeit an sich selbst und wiederum Arbeit. Ein guter Erfolg des Buches, neben dem besseren, den es haben wird, kann der sein, daß es recht Viele enttäuscht und entmutigt. Alle hoffentlich, denen die Bühne das leicht zu erkletternde Sprungbrett deucht, von dems ins schillernde Reich Amphitrites, zu wohlthigem Schaukeln auf den Wellen des Erfolges nur ein Schritt ist. Ach lange Jahre Lehrzeit fordert die Meisterin, davon mindestens sechs ohne die Kosthappen der Eitelkeit, die Erfolge zur Ermunterung, „bis der Schüler sich richtig selbst beurtheilen gelernt hat.“ „Die Fehler sollen in der Schule zu Tage treten und ausgebessert werden“; und an die großen Gestalten unserer Tonmeister, an Wotans Tochter, an Florestans Wotzin, soll die dramatische Sängerin vor ihrem fünfunddreißigsten Jahre nicht rühren. Wie werden die geschäftigen Gesangslehrer und Lehrerinnen zeteren! Wer soll uns so lange Lehrgeld zahlen? Und wozu auch? In zwei, höchstens drei Jahren kann Alles gelernt werden, wenn nur der richtige Anfsatz erst da ist. Dann noch rasch sechs Wochen zum dramatischen Einpauser für das leider unentbehrliche Spiel, bei dem man sich nur recht schonen muß — nur nicht etwa innerlich sich aufregen: Das schadet der Stimme! —, und die Zwanzigtausendmark-Bage kann verlangt werden... Köstlich aber wird das Buch für Den sein, der ernstlich ein Meisterjünger und Meisterspieler — auch Meistersprecher! — werden will; ihm wird es fürs Technische und für die Moral ein lehrreicher, zuverlässiger Freund sein, denn neben der höchst sachverständigen Anleitung zur Ausbildung und Kräftigung der die Stimme erzeugenden Organe wird die sittliche Kraft, die in diesen Bekenntnissen von nie ermüdender Selbstsucht liegt, dem stark Bewachsenen ein Sporn sein. Und wirklich: nur Solche dürfen heute noch Künstler werden.

Schmargendorf.

Rag Martersteig.

Rathenau-Loewe.

Loewe-Hansemann und Rathenau-Fürstenberg haben sich zusammengefunden. Zwischen der A. E. G. und der Union ist ein Vertrag geschlossen worden, der auf — „au'gerechnet“, sagen die Börsenleute — fünfunddreißig Jahre eine Interessengemeinschaft zwischen den beiden Elektrizitätsgesellschaften herstellt. Sie werden auch künftig getrennt marschiren, aber vereint schlagen. Die Direktorien werden verschmolzen und die Aufsichtsräthe, die für beide Gesellschaften bestehen bleiben, vereinen sich zu einem Delegationsrath, an dessen Beschlüsse die Gesellschaften gebunden sind. Die einzeln erzielten Gewinne werden nach bestimmten Pro-

zertägigen vertheilt und natürlich fällt der A. E. G. der Schwemmertheil des Mächtigeren zu. Der erste Schritt auf dem Wege zum Elektrizitätsruft ist gethan.

Jeder Sachkenner weiß, daß die Entwicklung der elektrischen Industrie Zustände geschaffen hat, die zu einem Ruft aller Gesellschaften drängen. Die Konkurrenz ist von Jahr zu Jahr wilder geworden und selbst der Laie konnte merken, wie unwirtschaftlich, besonders bei der Ausarbeitung von Projekten, die Kraft verschwendet wurde. In deutschen Provinzstädten sieht man oft in einer Straße Filialbureauz sämtlicher Elektrizitätsgesellschaften; jedes Bureau hat ein eigenes Personal und alle bearbeiten Pläne, die vielfach das selbe Ziel haben und für die, bei so iterationell zersplitterter Arbeit, Hunderttausende ausgegeben werden. Eine feste Abgrenzung der Arbeitsgebiete war längst nöthig geworden. Auch moralische Schäden hatte der Zustand bewirkt. Die Konkurrenzwuth kannte keine Skrupel mehr; hastig suchten namentlich die kleinen Gesellschaften, denen die Geschäfte nicht entgegengebracht werden, die vielmehr mit List und Schlaueit danach bürschen müssen, überall Aufträge; und so entstanden schließlich Geschäftsitten, die dem Ruf unserer elektrischen Industrie schaden mußten. Schon vor einem Jahr sagte ein Eingeweihter: „Die elektrische Industrie ist ungemein rasch reich geworden und bis vor kurzer Zeit kamen die Geschäfte den Elektrikern förmlich ins Haus geflogen. Die sieben fetten Jahre sind aber vorüber und nun beginnen die mageren mit allen Fehlern und Vastern der Armuth: Mangel an Selbstbewußtsein, Vettelei, Korruption in den widerwärtigsten Formen. Die Elite der technischen Industrie ist auf den Hausrhandel angewiesen. Der Gewinn wird immer geringer, da für das bloße 'Nennen' (Auskunftschaften) eines Geschäftes 5 und 10 Prozent des Fakturenwerthes gezahlt wird; große Summen werden für Reklame und Akquisition ausgegeben und Häuser mit elektrischen Spezialartikeln arbeiten in letzter Zeit in der Dynamomaschinen-Abtheilung ohne Fabrikationsgewinn, nur, um Arbeiterentlassungen zu vermeiden und den Umsatz zu vergrößern. Nicht nur in Oesterreich, wo der Niedergang mitgemacht wird, trotzdem die deutsche Hochkonjunktur hier nicht zu spüren war: auch in Deutschland wird eine wahre Jagd nach den kleinsten Geschäften veranstaltet und alle Beziehungen der Bankgruppen und Direktoren müssen herhalten, um einen Auftrag von 4000 bis 5000 Mark zu erhaschen. Die Bestechung der Fabrikdirektoren, Verwaltungsräthe, Gemeinderäthe und anderer Funktionäre bis zum angeblich unparteiischen Experten ist auf der Tagesordnung; und nicht nur in Ungarn und Galizien. Auch in Deutschland haben wir in diesen Dingen eine Skrupellosigkeit erreicht, über die ein raffinierter Tchinownik erwidern könnte.“

Längst also sehnte man sich nach dem Ruft. Wo zwei Männer der Elektrizität einander begegneten, sprachen sie über die Möglichkeit gemeinsamen Vorgehens. Wenn ich nicht irre, wurde der Gedanke offiziell zum ersten Mal im letzten Geschäftsbericht der züricher Elektro-Bank, einer Gründung der A. E. G., ausgesprochen; man durfte also annehmen, daß via Zürich Emil Nathenau selbst zum Volke sprach. Die Idee, die ohne Nathenaus Zustimmung nicht ans Licht gekommen wäre, wurde damals lebhaft erörtert, mit besonderem Eifer, seit im Oktober ein berliner Börsenblatt einen offenbar auch aus dem Hause Nathenau stammenden Artikel brachte, der den Grundriß des Ruftgebäudes der öffentlichen Kritik unterbreitete. Man erinnerte sich wieder der Verhandlungen, die Dr. Walter Nathenau mit der bedrängten Schudert-Gesellschaft geführt hatte, und zweifelte

nicht mehr daß der Leiter der A. E. G. mit der ihm eigenen Fähigkeit und Energie ans Ziel kommen werde.

So einfach aber, wie die Kärntner in den Reaktionen und an der Börse glaubten, war die Sache leider nicht. Einem Trust sämtlicher Fabriken — nach amerikanischem Muster — thürmten sich einstweilen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Zunächst mußte man damit rechnen, daß unser Publikum die Trusts nicht liebt. Diese Abneigung, die von den Handelsredakteuren unserer Manchesterblätter künstlich genährt wird, ist zum großen Theil unsinnig. Erstens kommt auf die Männer an, die an der Spitze solches Trusts stehen, um zweitens auf das Gebiet, das er umfassen soll. Beides ist wesentlich. Wird der Trust, wie in Amerika sehr oft, mißbraucht, um Pseudowerthe für die Börse zu schaffen und im Inlande die Preise zu Gunsten eines Rassenexportes hoch zu halten, dann ist er mit Recht zu verurtheilen, weil er Finanzen und Volkswirtschaft mit ernstester Gefahr bedroht, die jeder Windstoß heraufführen kann. Als Ding an sich aber bedeutet der Trust einen werthvollen Fortschritt in der Organisation des Großgewerbes. Der Trust vereinfacht und verbilligt die Arbeit. Deutschland kennt ihn bis heute noch nicht; wir haben nur Kartelle verschiedener Formen. Den Kartellen fehlt aber meist gerade das wesentliche Moment der Betriebersparniß; sie müssen die Kleinen und Schwachen mitschleppen und denken viel mehr an die Hochhaltung der Preise als an die Herabsetzung der Produktionskosten. Die als Folge solcher Praktiken gegen alle Unternehmerverbände entstandene Mißstimmung — die Bedenken, die das Proletariat gegen sie hat, gehören in ein besonderes Kapitel — hätte Rathenau an der Durchführung ihrer Pläne aber nicht zu hindern vermocht. Das eigentliche Hinderniß war die Uneinigkeit der Männer, die an der Spitze der Elektrizitätgruppen stehen; und damit war die Nothwendigkeit vorsichtiger Taktik gegeben. Langsam mußte der Gedanke reifen. Zunächst mußte man starke Gruppen bilden, die dann durch Verträge verbunden werden konnten. Und die Gruppenführer mußten möglichst lange in dem Wahn leben, sie seien im eigenen Haus noch die Herren.

Der für die Kristallisation günstigste Punkt war die A. E. G. Das sah, wem bis dahin nicht gewakt hatte, aus der letzten Bilanz, die, bei allen Mängeln in Einzelheiten, als Ganzes der Lebenskraft der A. E. G. das beste Zeugniß ausstellte. Der Geheime Baurath Rathenau rückte die kraftvolle Selbstständigkeit seiner Gesellschaft ins hellste Licht. Er, der den Aktionären oft genug Bitternisse vorzuenthalten verstanden hatte, erstattete nun einen Bericht, der den Aktionär in den selig machenden Glauben versetzte, er verstehe und durchschaue die Dinge genau so gut wie Einer, der die Hauptbücher der A. E. G. studirt hat. Wie vermochte Rathenau mitten im Sturm als der Einzige sich ungebeugt zu behaupten? Daß er ein ausgezeichnete Geschäftsmann ist, genügt nicht zur Erklärung. Sein ältester Sohn, Dr. Walter Rathenau, der jetzt Direktor der Handelsgesellschaft ist, deutet einen der Gründe an, die das Unternehmen des Vaters zu solchem Gedeihen brachten, wenn er in seinen „Impressionen“ sagt: „Die größte geschäftliche Stärke und eigentlich die einzige ist der Vorsprung. Im Gegenstand, in Beziehungen, in technischen Erfahrungen, in Organisation, in Arbeitsweise. Befasse Dich heute mit den Geschäften, die Andere in einem Jahr machen werden, und Du bedarfst keiner Kunstgriff-, keiner Diplomatie

und keiner Verhandlungskunst.“ Diese Weisheit hat der Sohn im Hause des Vaters gelernt. Emil Rathenau hat seine Geschäfte stets früher gemacht als Andere; deshalb hatte er die Wahl und die Geschäfte kamen zu ihm, ohne daß er ihnen nachzulaufen brauchte. Als einer der Ersten in Deutschland ging er an den Bau städtischer Centralen. Er mag lächeln, wenn er sich des Schüttelns der Köpfe erinnert, das seine Gründung der Berliner Elektrizitätswerke begrüßte. Ein Techniker, den er sich zum Direktor erkoren hatte, ging zum alten Siemens, um zu fragen, ob er die Stellung annehmen solle; Siemens antwortete: „Nehmen Sie an; in ein paar Jahren werden die Deute zwar ihr Geld verwirthschaftet haben, aber Sie können dort viel lernen.“ Wenige Jahre später bauten Alle städtische Centralen, suchte jede Firma solche Gründung an sich zu reißen. Da machte Rathenau nicht mehr mit, weil die Anderen, zu ihrem eigenen Schaden, die Bedingungen drückten, um nur überhaupt Arbeit zu haben. Rathenau ist auch der Erfinder des Schachtelsystems; die Tochtergesellschaften sollten seiner Fabrikation guten und dauernden Absatz sichern. Bald gründeten Alle Tochtergesellschaften und lieferten ihnen die Waaren mit unsinnigen Preisausschlägen. Diese Möglichkeit, auf allen Gebieten der Erste sein zu können, dankt Rathenau zum Theil immerhin dem Glück; sein ungewöhnliches Finanztalent aber wird auch vom Feind anerkannt. Als überall junge Aktien ans Licht kamen, erhöhte auch er mehrmals sein Aktienkapital; nicht der Geldbedarf der Tochtergesellschaften aber zwang ihn dazu: er häufte Baarmittel, konnte mit dieser Geldmacht der Bankier seiner Bankiers werden und hielt sich nach Deute gierige, unwissende Börsenleute mit ihren Rathschlägen vom Leibe. Wie sich Verdienst und Glück verketten: Das fällt dem Thoren niemals ein; aber es erklärt die überragende Machtstellung der A. E. G.

Wichtig sind für die Gruppenbildung in der elektrischen Industrie noch zwei Gesellschaften, die aus dem Troß der Kleinen hervorgeleuchtet. Erstens die Schuckert-Gesellschaft, die auch als Braß noch immer ein Koloss bleibt. Mit ihr hat Rathenau verhandelt. Vielleicht dachte er nicht an eine Angliederung im üblichen Stil, sondern an einen Pool oder, wie manche Pauscher hinter Berliner und nürnbergischer Thüren erhört haben wollten, an die Pachtung des glänzenden Fabrikationsgeschäftes. Einzelni; der Plan scheiterte, und seit Herr Wacker wieder Schuckerts wirklicher Generaldirektor ist, kann von einer Fusion fürs Erste kaum noch die Rede sein; schon, weil Herr Wacker eigene Buchführungsmaximen zu haben scheint, die nicht Jeder — und gewiß nicht Rathenau — billigen könnte. Anders liegen die Dinge bei Siemens & Halske. Zwischen der A. E. G. und Siemens ist eine Einigung schwer denkbar; die Geschäfte sind zum Theil identisch, die leitenden Persönlichkeiten passen nicht zu einander — daher in den Geschäftsberichten des Hauses Siemens die kaum verhüllte Polemik gegen die A. E. G. — und die Deutsche Bank wird, seit sie zur neu gegründeten Siemens Gesellschaft abgewenkte, von Rathenau wohl nicht mehr zu den innigsten Freunden gezählt. Siemens lehnt den Trustgedanken einstweilen denn auch schroff ab; im neuesten Geschäftsbericht wird Rathenaus Pessimismus sehr von oben herab getadelt.

Am dem selben Tage, wo dieser Bericht veröffentlicht wurde, lasen wir von der Fusion Rathenau-Loewe. Mit der Angliederung der hannoverschen Firma Körting hatte die A. E. G. den ersten Schritt zu strafferer Konzentration ge-

than; jetzt kam der zweite Streich. Zwischen der Rathenau- und der Voewe-Gruppe bestand bisher ein leiser, aber fühlbarer Antagonismus. Von einem zum anderen Tage können diese Widerstände nicht überwunden worden sein; trotz den Leuten, die sich stellen, als entschleierten sie dem Träger des Herzens Innerstes, müssen die Verhandlungen eine Weile gedauert haben. Ganz freiwillig wird der Voeweconcern nicht zugestimmt haben; doch die Noth der Zeit ist eine harte Presserin. Die Späßen pfeifen vom Dach, daß die Hirzen der Voewe-Gruppe in üblem Zustande sind; keine andere deutsche Elektrizitätsgesellschaft hatte während der letzten Jahre so viele Fehlschläge zu verzeichnen. Die Maschinenfabriken in Aßchersleben und Beunrath, der Zusammenbruch der Motowagen-Gesellschaft, die voraussichtliche Dividendenlosigkeit der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen: Das will verschmerzt sein. Im November sagte ich hier: „Es wird interessant sein, im nächsten Jahr zu beobachten, wie die verschiedenen Gesellschaften der Voewe-Gruppe sich mit ihren Aktionären abzufinden verstehen“. Jetzt können sie eine Zukunftschance in ihre Bilanz einstellen und die Aktionäre mit der Hoffnung auf den Gewinn trösten, den die Fusion mit der A. E. G. bringen werde. Noch ein anderes Motiv mag mitgewirkt haben. Als der Kommerzienrath Sidor Voewe 1899 aus Amerika zurückkam, war er von den Methoden amerikanischer Production begeistert und warb amerikanische Organisatoren, die den Geschäftsbetrieb umwandeln sollten. Sie hatten aber keinen Erfolg und verriethen schließlich die Gesellschaft skrupellos an das Ausland. Vielleicht hat gerade dieser mißglickte Versuch Herrn Voewe und seine Leute entmuthigt. Dürfte man annehmen, daß sentimentale Regungen in Geschäftstransaktionen eine Rolle spielen, dann könnte man glauben, ein Gefühl der Dankbarkeit habe Voewe den Plänen Rathenaus günstig gestimmt. Denn Rathenaus Anregung führte Herrn Sidor Voewe auf den Weg zur Elektrifizirung der Straßenbahnen, also auf das Gebiet, wo der Union die größten Erfolge blühten. Das Bündniß mit der A. E. G. war jedenfalls das Klügste, was der Union einfallen konnte.

Die Einzelheiten des Bündnißvertrages sind besonders deshalb interessant, weil sie deutlich zeigen, welche Hindernisse bei der Trustbildung zu überwinden sein werden. Wie in den Verhandlungen mit Schudert, hat Rathenau sich auch hier weislich gehütet, die kranken Theile des fremden Organismus seinem Gesellschaftskörper einzuverleiben; Voewes finanziellen Trustgesellschaften bleibt er fern. Noch im letzten Geschäftsberichte sagte die A. E. G., die Frage, ob die Bilanzwerthe der Elektrizitätsgesellschaften jetzt auf ihren wirklichen inneren Werth heruntergeschrieben seien, bedürfe noch der Aufklärung. Dieser Zweifel verbot die Verschmelzung der Aktienkapitalien, deren Werth nicht leicht zu berechnen wäre. Auch über eine andere Schwierigkeit half Rathenau sich durch die von ihm gewählte Form der Fusion hinweg. Bei der üblichen Verschmelzung wäre die Uebernahme der großen Obligationenkapitalien zu Paris nöthig geworden; solche Schätzung hätte aber dem inneren Werth dieser Kapitalien vielfach wohl nicht entsprochen und es war klug, die Frage der Bewertung zu umgehen. Die Form, die gefunden wurde, sichert die Möglichkeit neuer Fusionen und kann, besser als eine andere, zum Gelingen des Planes beitragen, dessen — noch ziemlich fernes — Endziel der Trust aller deutschen Gruppen der elektrischen Industrie ist.

Plutus.